

HEYNE <

Das Buch

Verstoßen von Broud, dem Anführer vom »Clan des Bären«, schlägt Ayla sich wieder alleine durch die bedrohliche Wildnis der Urzeit. Nach einer langen und harten Wanderung entdeckt sie schließlich ein wunderschönes Tal und beschließt, dort in einer Höhle zu überwintern. Unterdessen machen sich die Brüder Jondalar und Thonolan vom Volk der »Anderen« auf, um das Ende des »Großen Mutter Flusses« zu finden, an dem sich ihr Stamm niedergelassen hat. Während Thonolan auf der Reise bei einem fremden Volk eine Frau findet, die er heiraten will, fühlt sich Jondalar zunehmend verloren und ohne Ziel. Doch Jondalars Reise geht weiter. Den wirklichen Sinn seines Aufbruchs erfährt er erst, als er Ayla begegnet, die ihm das Leben rettet, um es dann auf immer zu verändern ...

Die Autorin

Jean Marie Auel wurde 1936 in Chicago geboren. Die fünfjährige Mutter arbeitete nach ihrer Universitätsausbildung zunächst als Kreditmanagerin, bevor sie Schriftstellerin wurde. Ihr erstes Buch war ein sofortiger Erfolg. Inzwischen ist Jean M. Auel eine Spezialistin urzeitlicher Geschichte. Sie nahm an Überlebenstrainings nach dem Vorbild der Urmenschen teil und reiste zu Recherchezwecken an viele prähistorisch bedeutende Orte u. a. in Frankreich, Deutschland und Russland. J. M. Auels Menschheitssaga »Die Kinder der Erde« erreichte bisher eine Weltauflage von weit über 45 Millionen Exemplaren; ihre Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt. Zum Zyklus »Die Kinder der Erde« gehören folgende Titel (in dieser Reihenfolge):

Ayla und der Clan des Bären, Ayla und das Tal der Pferde, Ayla und die Mammutjäger, Ayla und das Tal der Großen Mutter, Ayla und der Stein des Feuers und Ayla und das Lied der Höhlen.

Große Website unter: www.aylaswelt.de

JEAN M. AUDEL

AyLA
UND DAS TAL
DER PFERDE

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Werner Peterich

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE VALLEY OF HORSES
erschienen bei Crown Publishers Inc., New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

15. Auflage

Taschenbuchausgabe 05/2002
Copyright © 1982 by Jean M. Auel
Copyright © der deutschen Übersetzung 1984
by Meyster Verlag GmbH, München
Mit Genehmigung der F.A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlagillustration: Larry Rostant
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-21522-1

www.heyne.de

Für *Karen*
die die erste Fassung,
auch die meines ersten Buches, las,
und herzlichst
für *Asher*

1. KAPITEL

Sie war tot. Was machte es schon, dass der zu nadelfeinem Eis gefrorene Regen ihr die Haut aufriss, als würde sie geschunden! Die junge Frau kniff die Augen gegen den Wind zusammen und zog ihre Kapuze aus Vielfraßfell enger um den Kopf. Heftige Windstöße drückten ihr die Bärenfellbeinlinge gegen das Schienbein.

Wuchsen diese Bäume weiter vorn? Sie glaubte sich zu erinnern, vor einiger Zeit am Horizont eine unregelmäßige Reihe von Bäumen gesehen zu haben; hätte sie doch besser aufgepasst oder wäre ihr Gedächtnis so gut wie beim Rest des Clans! In ihrer Vorstellung gehörte sie immer noch zum Clan; dabei hatte sie das nie getan, und jetzt war sie tot.

Sie senkte den Kopf und stemmte sich gegen den Wind. Der Sturm war ganz plötzlich über sie hergefallen, kam vom Norden heruntergebraust, und sie brauchte verzweifelt Schutz. Aber sie war weit von der Höhle entfernt und kannte die Gegend nicht. Der Mond hatte ab- und wieder zugenommen, seit sie fortgegangen war, und noch immer hatte sie keine Ahnung, wohin sie eigentlich ging.

Nach Norden, zum Festland hinter der Halbinsel, das war alles, was sie wusste. In der Nacht, da Iza gestorben war, hatte diese ihr gesagt, sie solle fortgehen, ihr erklärt, Broud würde bestimmt Mittel und Wege finden, ihr wehzutun, wenn er Führer des Clans wurde. Iza hatte Recht gehabt. Broud hatte ihr wehgetan, schlimmer als sie es sich je vorgestellt hatte.

Er hat keinen Grund gehabt, ihr Durc wegzunehmen, dachte Ayla. Er ist mein Sohn. Broud hat auch keinen Grund gehabt, mich zu verfluchen. Er ist es, der die Geister erzürnt hat. Er ist es, dem sie das Erdbeben zu verdanken hatten. Diesmal hatte sie jedenfalls gewusst, was sie erwartete. Aber dann war alles so schnell gegangen, dass sogar der Clan eine Zeit lang gebraucht hatte, damit fertigzuwerden und sie aus seinen Reihen auszustoßen, dass sie ihnen nicht mehr unter

die Augen kommen durfte. Nur Durc hatten sie nicht davon abhalten können, sie zu besuchen; dabei war sie für den Rest des Clans tot gewesen.

Broud hatte sie in einer Aufwallung von Zorn verflucht. Als Brun sie verflucht hatte, das erste Mal, hatte er sie darauf vorbereitet. Er hatte Grund dazu gehabt; sie hatten gewusst, dass er es tun musste, und er hatte ihr eine Chance gegeben.

Als wieder ein eisiger Windstoß sie anfuhr, hob sie den Kopf und stellte fest, dass es Zwielicht war. Bald würde es dunkel sein, und sie hatte kein Gefühl mehr in den Füßen. Schneematsch sickerte ihr durch die ledernen Füllinge, trotz des Riedgrases, mit dem sie sie ausgestopft hatte. Erleichtert erkannte sie eine verkrüppelte zwergwüchsige Kiefer.

Bäume waren selten in der Steppe; sie wuchsen nur dort, wo der Boden feucht genug war. Eine Doppelreihe von Kiefern, Birken oder Weiden, die der Wind zu geduckten, unregelmäßigen Formen hatte verkümmern lassen, verriet für gewöhnlich einen Wasserlauf; bei anhaltender Trockenheit ein willkommener Anblick in einem Land, in dem das Grundwasser selten war. Wenn Stürme von den großen Gletschern im Norden herunterfegten, boten sie, wenn auch nur geringen, Schutz.

Nach ein paar Schritten kam die junge Frau an den Rand eines Flusses, obwohl nur eine schmale Rinne freies Wasser zwischen den vereisten Ufern dahinfloss. Sie folgte ihm abwärts in westlicher Richtung und hielt dabei Ausschau nach dichterem Baumbewuchs, der mehr Schutz gewähren würde als das Gestrüpp in der Nähe.

Mit heruntergezogener Kapuze kämpfte sie sich mühselig voran, doch als der Wind unvermittelt aufhörte, hob sie den Kopf. Auf der anderen Seite schützte ein niedriger Steilhang den Fluss. Das Riedgras schützte beim Hinüberwaten zwar nicht vor dem eisigen Wasser, doch sie war froh, dem Wind nicht mehr ausgesetzt zu sein. An einer Stelle war der Hang ausgehöhlt und eine Art Dach aus verfilzten Graswurzeln und ineinander verflochtener alter Vegetation entstanden; darunter fand sich ein einigermaßen trockener Platz.

Sie löste die vom Wasser aufgequollenen Riemen, mit de-

ren Hilfe sie die Kiepe auf ihrem Rücken festhielt, nahm sie mit einem Schulterrucken herunter und holte ein schweres Auerochsenfell sowie einen derben, von kleineren Zweigen befreiten Knüppel heraus. Dann stellte sie ein flaches, sanft abfallendes Zelt auf, dessen Enden sie mit Felsbrocken und schwerem Treibholz beschwerte; der aufgestellte Knüppel hielt es vorn offen.

Mit den Zähnen löste sie die Riemen ihrer Handlinge, ungefähr runde Lederstücke, an denen noch das Fell saß; an den Handgelenken hatte sie sie zugebunden; durch einen kleinen Schlitz konnte sie den Daumen hindurchstecken, wenn sie etwas anpacken wollte. Die Füßlinge waren genauso gemacht, nur ohne Schlitz. Jetzt hatte sie größte Mühe, die vom Wasser aufgequollenen Riemen zu lösen, mit denen sie sie sich um die Fußgelenke gebunden hatte. Vorsichtig achtete sie darauf, dass beim Ausziehen nichts von dem nassen Riedgras verlorenging.

Die nasse Seite nach unten, breitete sie das Bärenfell auf dem Zeltboden aus, legte das Riedgras sowie die Hand- und Füßlinge obendrauf und kroch dann mit den Füßen voran ins Zelt. Sie schlug die beiden Seiten des Bärenfells um sich und zog die Tragekiepe heran, um die Zeltöffnung zu versperren. Sie rieb sich die kalten Füße, und als ihr feuchtes Nest allmählich warm wurde, rollte sie sich zusammen und schloss die Augen.

Der Winter machte die letzten frostigen Atemzüge und wich zögernd dem Frühling, aber die noch junge Jahreszeit zeigte weiterhin ihren Mutwillen. Unter kälteträchtigen Nachwehen eisiger Winde ließen mildere Tage quälend schon sommerliche Hitze ahnen. Ohne jede Vorwarnung legte sich der Sturm im Laufe der Nacht.

Als Ayla erwachte, glitzerte grell die Sonne auf Streifen von Eis und Schnee am Ufer, und der Himmel war strahlend und tiefblau. Wolkenfetzen trieben fern im Süden. Ayla kroch aus ihrem Zelt hinaus und rannte mit ihrem Wasser-sack barfuß zum Wasser. Ohne sich um die eisige Kälte zu kümmern, füllte sie die mit Leder bedeckte Blase, nahm

einen tiefen Schluck und rannte zurück. Nachdem sie sich erleichtert hatte, kroch sie noch mal in den Pelz, um sich wieder aufzuwärmen.

Sie blieb jedoch nicht lange liegen. Dazu reizte es sie jetzt, wo der Sturm sich verzogen hatte und die Sonne herausgekommen war, zu sehr, draußen zu sein. Sie band sich die im Laufe der Nacht durch die Körperwärme getrockneten Füßlinge um und rollte das Bärenfell mit dem pelzgefütterten Lederumhang zusammen, in dem sie geschlafen hatte. Sie holte ein Stück getrocknetes Fleisch aus der Kiepe, verstaute Zelt und Handlinge darin und machte sich kauend auf den Weg.

Der Fluss verlief in ziemlich gerader Richtung sanft hügelab, und das Gehen war leicht. Leise summte Ayla eine eintönige Melodie. Am Ufergestrüpp bemerkte sie hier und da Hecken von jungem Grün. Gelegentlich reckte sogar eine Blume das winzige Blütenköpfchen mutig durch den schmelzenden Schnee und ließ sie lächeln. Ein Brocken Eis brach herunter, schlitterte einen Schritt lang neben ihr her und wurde dann von der kräftigen Strömung eilends davongetragen.

Der Frühling hatte begonnen, als sie die Höhle verlassen hatte, aber an der Südspitze der Halbinsel war es wärmer, und die wärmere Jahreszeit setzte früher ein als hier. Die hohe Bergkette hielt die eisigen Nordwinde ab, und milde Winde, die vom Binnenmeer herankamen, wärmten den schmalen Küstenstreifen samt den Südhängen, trugen Feuchtigkeit heran und schufen ein gemäßigtes Klima.

In den Steppengebieten war es kälter. Sie hatte das Ostende der Bergkette umrundet, doch als sie über die offene Grassteppe nordwärts wanderte, zog der Vorfrühling mit ihr, schien allerdings über vorfrühlingshafte Wärme nie hinauszukommen.

Die heiseren Schreie von Meerschwalben erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie blickte in die Höhe und sah etliche von den kleinen, möwenartigen Vögeln mühelos mit ausgestreckten Flügeln dahinschießen und kreisen. Das Meer musste nahe sein, dachte sie. Die Vögel müssten jetzt eigentlich brüten, und das bedeutete Eier. Sie beschleunigte ihren

Schritt. Vielleicht sogar Muscheln an den Felsen und im Sand, Napfschnecken und Seeanemonen an Stellen, wo das zurückfließende Wasser in Tümpeln stehengeblieben war.

Die Sonne näherte sich ihrem Höchststand, als sie eine geschützte Bucht erreichte, die von der Südküste des Festlands und der Nordwestflanke der Halbinsel gebildet wurde. Endlich war sie an dem breiten Hals angelangt, der die Landzunge mit dem Festland verband.

Ayla nahm die Kiepe von den Schultern und kletterte einen zerklüfteten Felsen hinauf, der sich hoch über das umliegende Land erhob. Mächtige Wellen hatten aus der dem Meer zugewandten Seite der Klippe schrundige Felsbrocken herausgewaschen. Scharen von Lummen und Meerschwalben schossen um sie herum und stießen wütende Schreie aus, als sie Eier einsammelte. Ein paar von den nestwarmen Eiern schlug sie an Ort und Stelle auf und schlang ihren Inhalt hinunter. Andere verstaute sie in der Falte ihres hochgerafften Umhangs; dann kletterte sie wieder hinunter.

Sie streifte die Füßlinge ab und watete in das schäumende Wasser am Ufer, um die Miesmuscheln, die sie von niedrigen Felsen im Wasser losgebrochen hatte, vom Sand zu reinigen. Blumenähnliche Seeanemonen zogen ihre blütenblattähnlichen Auswüchse ein, als sie versuchte, sie in den Tümpeln zu pflücken, die die Ebbe zurückgelassen hatte. Allerdings waren diese Gewächse von einer Form und einer Farbe, die ihr nicht vertraut waren. So rundete sie ihre Mahlzeit stattdessen mit ein paar Venusmuscheln ab; kleine Vertiefungen im Sand verrietten, wo sie saßen, so dass sie sie leicht ausgraben konnte. Sie machte kein Feuer, sondern genoss die Gaben des Meeres roh.

Vollauf gesättigt, ließ die junge Frau sich am Fuß der Klippe nieder, um sich auszuruhen, doch dann kletterte sie nochmals hinauf, um einen besseren Überblick über Küste und Festland zu bekommen. Die Arme um die Knie geschlungen, hockte sie auf der höchsten Spitze des Monolithen und schaute über die Bucht hinaus. Der Wind, der ihr ins Gesicht blies, duftete würzig nach dem üppigen Leben, das die See barg.

Die Südküste des Erdteils zog sich in sanftem Bogen nach Westen. Hinter einem schmalen Saum aus Bäumen bot sich ihr ein weiter Blick auf Steppenland, das sich nicht von der kalten Grassteppe der Halbinsel unterschied; von irgendwelchen menschlichen Behausungen keine Spur.

Da liegt es, dachte sie, das Festland, das nach der Halbinsel kommt. Und wohin wende ich mich jetzt, Iza? Du hast gesagt, da wären Andere, aber ich sehe niemand. Während sie die Blicke über das weite leere Land schweifen ließ, wanderten ihre Gedanken zurück zu jener schrecklichen Nacht vor drei Jahren, in der Iza gestorben war.

»Du bist nicht vom Clan, Ayla. Du bist ein Kind der Anderen; du gehörst zu ihnen. Du musst fort, Kind, musst deine eigenen Leute finden.«

»Fort? Wohin sollte ich, Iza? Ich kenne die Anderen nicht, wüsste nicht, wo ich sie suchen sollte.«

»Nach Norden, Ayla. Geh nach Norden. Im Norden gibt es viele von ihnen, auf dem Festland hinter der Halbinsel. Du kannst nicht hierbleiben. Broud findet Mittel und Wege, dir wehzutun. Zieh los und such sie, mein Kind. Such deine eigenen Leute und such dir selbst einen Gefährten.«

Sie war nicht fortgezogen, hatte es nicht fertiggebracht. Jetzt jedoch blieb ihr keine Wahl. Sie musste die Anderen finden, es gab niemand sonst. Zurück konnte sie nicht; sie würde ihren Sohn nie wiedersehen.

Tränen rannen Ayla übers Gesicht. Zuvor hatte sie nicht geweint. Ihr Leben hatte auf dem Spiel gestanden, als sie fortgezogen war, und Kummer war ein Luxus, den sie sich nicht leisten konnte. Doch nun, da die Barriere überwunden war, gab es kein Halten mehr.

»Durc ... mein Kleiner«, schluchzte sie und barg das Gesicht in den Händen. Warum hat Broud dich mir weggenommen?

Sie weinte um ihren Sohn und um den Clan, den sie hatte verlassen müssen; und sie weinte um Iza. Eine andere Mutter kannte sie nicht; dann weinte sie um ihre Einsamkeit und

aus Angst vor der unbekanntem Welt, die sie erwartete. Aber nicht um Creb, der sie um ihrer selbst willen geliebt hatte – noch nicht. Dieser Gram war zu frisch; sie war noch nicht so weit, sich dem zu stellen.

Nachdem die Tränen geflossen waren, ertappte Ayla sich dabei, dass sie auf den Schaum der sich unten brechenden Wellen hinabstarrte. Sie beobachtete, wie die heranrollenden Brecher Gischtfontänen in die Höhe schießen ließen und die zerrissenen Felsen umbrodelten.

Es würde ein Leichtes sein, dachte sie.

Nein! Kopfschüttelnd straffte sie sich. Ich habe ihm gesagt, meinen Sohn könne er mir nehmen und mich zwingen, fortzugehen; auch zu Tode verfluchen könne er mich, nicht jedoch mich dazu bringen, zu sterben.

Sie schmeckte Salz, und ein schiefes Lächeln verzog ihr Gesicht. Ihre Tränen hatten Iza und Creb immer durcheinandergebracht. Den Leuten des Clan stieg nicht das Wasser in die Augen, es sei denn, sie wären krank – nicht einmal Durc konnte das. Zwar hatte er viel von ihr, und selbst Laut geben wie sie konnte er – aber die braunen Augen, die Durc hatte, waren Clan-Augen.

Rasch kletterte Ayla hinunter. Als sie sich die Kiepe auf den Rücken lud, überlegte Ayla, ob sie wohl wirklich schwache Augen hatte, oder ob den Anderen auch Tränen in die Augen stiegen. Dann ging ihr ein anderer Gedanke eecho gleich durch den Sinn: Such deine eigenen Leute und such dir selbst einen Gefährten.

Die junge Frau wanderte in westlicher Richtung an der Küste entlang, überquerte so manchen Fluss und Bach, der hier in das Binnenmeer mündete, doch dann stieß sie auf einen ziemlich breiten Strom. Daraufhin wandte sie sich nach Norden, folgte dem schnell strömenden Wasserweg ins Landesinnere und suchte nach einer Stelle, wo sie übersetzen konnte. Sie ließ das schmale Band von Fichten und Lärchen hinter sich, Waldungen, in denen ab und zu ein Riese weit über seine verkrüppelten Vettern hinauswuchs. Als sie die Festlandssteppen erreichte, gesellten sich Wei-

den, Birken und Zitterpappeln zu dem Gesträuch aus Krüppelkiefern.

Sie folgte jeder Windung und Schleife des meanderförmig dahinfließenden Stroms, und mit jedem Tag, der verging, wurde ihre Beklommenheit größer. Der Fluss verlief allgemein in nordöstlicher Richtung und zwang sie daher, wieder in den Osten zurückzukehren. Manche Clans jagten in den östlichen Teilen des Festlandes. Sie hatte daher vorgehabt, auf ihrer Wanderung in den Norden in westlicher Richtung voranzugehen. Sie hatte keine Lust, zufällig auf irgendwelche Clansangehörige zu stoßen – wo sie doch mit einem Todesfluch belegt war! Sie musste unbedingt hinüber, auf die andere Seite des Flusses.

Als der Strom sich verbreiterte und sich in zwei Kanäle verzweigte, die um eine kleine, mit grobem Kies bedeckte Insel herumflossen, an deren steinigen Ufern sich niedriges Buschwerk angesiedelt hatte, beschloss sie, den Übergang zu wagen. Eine Reihe größerer Felsen, die aus dem Kanal auf der anderen Seite herausragten, ließen vermuten, dass er seicht genug war, um hinüberwaten zu können. Sie war eine gute Schwimmerin, wollte jedoch ihre Kleidung und ihre Kiepe nicht nass werden lassen. Es könnte sein, dass es zu lange dauerte, bis alles wieder trocken war, und die Nächste waren immer noch empfindlich kalt.

Sie ging am Ufer hin und her und beobachtete das rasch dahinströmende Wasser. Nachdem sie sich für die seichteste Stelle entschieden hatte, zog sie sich nackt aus, verstaute alles in ihrer Kiepe, hielt diese in die Höhe und stieg ins Wasser. Die Felsen unter ihren Füßen waren schlüpfrig, und die Strömung drohte sie umzuwerfen. Als sie die Mitte des ersten Wasserarms erreicht hatte, ging ihr das Wasser bis zur Hüfte, doch sie erreichte ohne Missgeschick die Insel. Der zweite Wasserarm war breiter. Sie war sich nicht sicher, ob sie überhaupt hinüberkäme, doch sie hatte die Hälfte bereits geschafft und wollte nicht aufgeben.

Sie hatte die Mitte des zweiten Flussarms bereits hinter sich, als es plötzlich tiefer wurde und ihr das Wasser bis zum Hals stand, obwohl sie auf Zehenspitzen ging; die Kie-

pe hielt sie sich über den Kopf. Plötzlich fiel der Boden steil ab. Ihr Kopf tauchte unter, und sie schluckte unwillkürlich Wasser. Doch im nächsten Augenblick trat sie Wasser, die Kiepe immer noch auf dem Kopf. Mit der einen Hand hielt sie sie im Gleichgewicht, während sie mit der anderen versuchte, auf das Ufer zuzurudern. Die Strömung ergriff sie und trug sie fort, doch nur eine kurze Strecke. Dann spürte sie wieder Felsen unter sich, und gleich darauf stieg sie die Uferböschung hinauf.

Ayla ließ den Strom hinter sich und wanderte wieder durch Steppengebiet. Die Tage mit Sonnenschein überwogen schließlich die Regentage; die warme Jahreszeit hatte sie auf ihrer Wanderung gen Norden endlich eingeholt. Aus den Knospen an Bäumen und Sträuchern wurden Blätter, und an den Spitzen der Nadelbaumzweige zeigte sich helles frisches Grün. Sie pflückte davon und kaute unterwegs darauf herum; der leicht reizende Tannengeschmack tat ihr wohl.

Sie gewöhnte sich an, den ganzen Tag über bis kurz vor Einbruch der Dämmerung zu wandern, und wenn sie dann einen Bach oder einen Wasserlauf fand, schlug sie dort ihr Lager auf. Wasser war immer noch leicht zu finden. Frühjahrsregen und Schneeschmelze in den nördlicheren Regionen hatten die Flüsse so anschwellen lassen, dass sie über die Ufer getreten waren; Wasser füllte Mulden und Rinnen, die später austrocknen oder bestenfalls zu Schlammflöchern werden würden. Dass Wasser in Hülle und Fülle vorhanden war, würde rasch vorübergehen. Die Feuchtigkeit würde bald aufgesaugt und verdunstet sein, freilich nicht, bevor sie die Steppe erblühen ließ.

Fast über Nacht bedeckte das Weiß, Gelb und Violett – seltener Leuchtendblau oder Rot blühender Kräuter das Land und verschmolz in der Ferne mit dem dort vorherrschenden jungen Grün des Grases. Ayla schwelgte in der Schönheit der Jahreszeit. Der Frühling war ihr immer das Liebste gewesen.

Je mehr das Leben auf den offenen Ebenen spross, desto weniger verließ sie sich bei ihren kärglichen Mahlzeiten auf die haltbar gemachte Nahrung, die sie bei sich trug, und des-

to mehr lebte sie von dem Land. Sie kam deswegen kaum weniger schnell voran. Jede Frau des Clans lernte schon als Kind, beim Unterwegssein Blätter, Blüten, Knospen und Beeren zu pflücken, meist ohne deshalb stehen zu bleiben. Sie befreite einen kräftigen Stecken von Blättern und kleinen Zweigen, spitzte das eine Ende mit einem Feuersteinmesser an und benutzte den Grabstock, um nicht minder rasch Wurzeln und Knollen freizulegen. Es war leicht, genug einzusammeln. Sie brauchte ja nur sich selbst zu versorgen.

Allerdings hatte Ayla einen Vorteil, dessen die Frauen des Clans sich für gewöhnlich nicht erfreuten. Sie konnte jagen. Gewiss, nur mit einer Schlinge, aber sogar die Männer hatten – nachdem sie sich grundsätzlich mit der Vorstellung abgefunden hatten, dass sie jagte – zugegeben, dass sie von allen Clansangehörigen, die mit der Schlinge auf die Jagd gingen, am geschicktesten war. Sie hatte es sich selbst beigebracht, und sie hatte teuer für das Erlernen dieser Kunst bezahlt.

Seit sprießende Kräuter und Gräser jene Tiere, die in ihrem Bau unter der Erde überwinterten wie Erdhörnchen, Riesenhamster, große Wüstenspringmäuse und Hasen aus ihren Winterquartieren hervorlockten, trug Ayla auch wieder ihre Schlinge griffbereit über den Riemen gelegt, mit dem sie ihren Pelzumhang geschlossen hielt. Auch den Grabstock pflegte sie dort hinzustecken, doch ihr Medizinbeutelchen trug sie wie immer am Leibriemen unter ihrem Untergewand.

Nahrung war reichlich vorhanden, und Holz und Feuer kaum weniger schwierig zu sammeln und zu entzünden. Sie verstand sich aufs Feuermachen, und abgestorbene Bäume fanden sich immer wieder. Wann immer sie auf dürre Zweige oder Wildlosung stieß, sammelte sie sie ein. Allerdings machte sie nicht jeden Abend ein Feuer. Manchmal mangelte es ihr an dem richtigen Brennmaterial, oder es war zu grün oder zu feucht; oder aber sie war zu müde und hatte keine Lust, sich damit abzumühen.

Freilich schlief sie nicht gern ohne die Sicherheit eines Feuers im Freien. Die ausgedehnten Steppen boten Lebensraum

für zahllose größere Weidetiere, deren Anzahl von einer Reihe vierbeiniger Raubtiere verkleinert wurde. Ein Feuer hielt diese für gewöhnlich fern. Innerhalb des Clans war es üblich, dass ein hochstehendes männliches Mitglied unterwegs immer glühende Kohlen trug, um das nächste Feuer entfachen zu können; deshalb war es Ayla anfangs auch nicht in den Sinn gekommen, Gerät zum Feuermachen mit sich herumzuschleppen. Nachdem sie sich das zur Gewohnheit gemacht hatte, fragte sie sich, warum sie nicht schon früher darauf gekommen war.

Nur nützten Feuerbohrer und das flache Bohrholz auch nichts, wenn Zunder oder Holz zu grün oder feucht waren. Als sie jedoch das Skelett eines Auerochsen fand, glaubte sie, dass ihre Probleme gelöst seien.

Der Mond hatte sich abermals gerundet, und der feuchte Frühling ging in den Frühsommer über. Ayla wanderte immer noch über die breite Küstenebene, die sich sanft dem Binnenmeer zuneigte. Schlamm, der durch den jahreszeitlich unterschiedlich hohen Wasserstand der Flüsse heruntergeschwemmt wurde, bildete durch seine Ablagerungen oft lange, zum Teil durch Sandbänke verschlossene oder sogar gänzlich abgeriegelte tote Flussarme, Lagunen oder Tümpel.

Ayla hatte ein Lager auf trockenem Boden aufgeschlagen und war am Vormittag an einem solchen kleinen Tümpel stehen geblieben. Das Wasser machte einen fauligen Eindruck; offenbar war es ungenießbar, aber ihr Wasservorrat war sehr klein. Sie schöpfte mit der hohlen Hand, um zu kosten, spie das brackige Wasser aus und nahm einen kleinen Schluck aus ihrem Wasserbeutel, um sich den Mund auszuspülen.

Ich möchte wissen, ob der Auerochse hier auch von diesem Wasser getrunken hat, dachte sie, als sie vor den ausgebleichten Knochen und dem Schädel mit den spitz zulaufenden Hörnern stand. Sie kehrte dem Tümpel mit dem stehenden Wasser und dem Gebein, das sie an den Tod erinnerte, den Rücken zu, aber das Gerippe wollte ihr nicht aus dem Sinn. Immer wieder sah sie den weißen Schädel und die langen Hörner vor sich, besonders die geschwungenen hohlen Hörner.

Gegen Mittag machte sie in der Nähe eines Flusses Rast und beschloss, ein Feuer zu machen und ein Kaninchen zu braten, das sie erlegt hatte. Als sie in der warmen Sonne saß und den Feuerbohrer zwischen den Handflächen auf der hölzernen Unterlage herumwirbeln ließ, wünschte sie, Grod würde auftauchen mit der Glut, die er bei sich trug – worin?

Sie sprang auf, verstaute Feuerbohrer und Holzunterlage in der Kiepe, legte das Kaninchen obenauf und eilte den Weg zurück, den sie gekommen war. Als sie den Tümpel erreichte, blickte sie sich suchend nach dem Schädel um. Für gewöhnlich hatte Grod ein in trockenes Moos oder Flechten eingewickeltes Glutstück im langen hohlen Horn eines Auerochsen dabei. Hätte sie ein solches Horn, konnte auch sie Feuer mit sich herumtragen.

Doch während sie am Horn herumzerrte, um es vom Schädel zu lösen, überkamen sie Gewissensbisse. Weibliche Clansangehörige durften kein Feuer tragen; das war verboten. Aber wer trägt es dann, wenn ich es nicht tue, dachte sie, riss noch einmal mit aller Macht und brach das Horn vom Schädel los. Rasch eilte sie dann fort, als ob allein der Gedanke an das Verbotene wachsames und missbilligend blickende Augen beschworen hätte.

Es hatte eine Zeit gegeben, da ihr Überleben davon abgehangen hatte, dass sie sich einer Daseinsform anpasste, die ihrem Wesen fremd war. Jetzt hing es von ihrer Fähigkeit ab, die Normen ihrer Kindheit abzuschütteln und selbst zu denken. Das Auerochsenhorn war ein Anfang und ließ Gutes für die Zukunft erwarten.

Doch das Feuer mit sich zu tragen war schwieriger, als sie sich vorgestellt hatte. Am Morgen suchte sie nach trockenem Moos, um ihre Glut darin einzuwickeln. Doch was in der bewaldeten Gegend um die Höhle herum so reichlich vorhanden gewesen war – hier, auf den trockenen offenen Ebenen war es nicht zu finden. Schließlich entschied sie sich für Gras. Zu ihrem großen Kummer war die Glut erkaltet, als sie ihr neues Lager aufschlagen wollte. Aber sie wusste, dass es möglich war; auch hatte sie oft genug ein Feuer mit Erde aufgeschüttet, so dass es die ganze Nacht über weiter-

glühte. Sie besaß das notwendige Wissen. Versuche schlossen Fehlschläge ein, und so wickelte sie abends viele Male erloschene Glut aus, ehe sie ein Verfahren entdeckte, ein Stück Glut vom Feuer eines Lagers bis zum nächsten zu erhalten. Fortan trug sie auch noch das Horn des Auerochsen an ihrem Hüftriemen mit sich.

Ayla fand bei den Flüssen, auf die sie stieß, immer wieder Stellen, an denen sie hinüberwaten konnte, doch als sie auf den großen Fluss stieß, wusste sie, dass sie eine andere Methode des Übersetzens finden müsste. Ein paar Tage lang folgte sie dem Strom flussaufwärts. Er bog nach Nordosten ab und wurde keineswegs schmaler.

Obwohl sie meinte, aus dem Gebiet heraus zu sein, in dem noch Angehörige des Clans jagen mochten, wollte sie nicht nach Osten. Sich nach Osten wenden, hieß zum Clan zurückkehren. Aber sie konnte nicht zurück, und so wollte sie nicht einmal in östlicher Richtung weiter vorstoßen. An ihrem offenen Lager beim Fluss konnte sie aber auch nicht bleiben. Sie musste hinüber; es gab keine andere Möglichkeit.

Zwar meinte sie, es schaffen zu können – schließlich war sie immer eine kräftige Schwimmerin gewesen –, aber nicht, wenn sie dabei die Kiepe mit all ihren Habseligkeiten überm Kopf halten musste. Das Problem waren ihre Sachen.

Sie saß im Windschatten eines umgestürzten Baums, dessen kahle Äste im Wasser lagen, neben einem kleinen Feuer. Die Nachmittagssonne glitzerte wegen der starken Strömung auf der bewegten Oberfläche des Flusses. Ab und zu trieben abgestorbene Äste, Schilf und Gras vorüber. Das erinnerte sie an den Fluss, der in der Nähe der Höhle vorbeigeflossen war, und sie dachte an den Lachs- und Störfang dort, wo der Fluss ins große Binnenmeer mündete. Das Schwimmen hatte ihr immer Spaß gemacht, Iza hingegen Sorgen. Ayla erinnerte sich nicht daran, wie sie schwimmen gelernt hatte; es war, als hätte sie es immer gekonnt.

Warum wohl niemand sonst gern geschwommen war, sann sie. Sie fanden es befremdlich, dass ich gern so weit hinausschwamm ... bis einmal Ona ums Haar ertrunken wäre.

Sie wusste noch genau, wie dankbar alle gewesen waren, dass sie dem Kind das Leben gerettet hatte. Brun hatte ihr sogar aus dem Wasser herausgeholfen. Bei dieser Gelegenheit war ihr ein warmes Gefühl der Anerkennung entgegen geschlagen, fast, als ob sie wirklich zu ihnen gehört hätte. Dass ihre Beine lang und gerade waren und sie einen Körper hatte, der zu schmal und zu groß war und sie auch noch blondes Haar, blaue Augen und eine hohe Stirn hatte – all das hatte in diesem Augenblick keine Rolle gespielt. Danach hatten etliche Clansangehörige versucht, schwimmen zu lernen, aber sie hielten sich nicht besonders gut oben und hatten Angst vor tiefem Wasser.

Ob Durc es wohl jemals lernt? Er war ja nie so schwer wie die Babys der anderen und wird bestimmt auch nie so muskulös wie die meisten Männer. Ich meine, er könnte ...

Wer sollte es ihm jetzt beibringen? Ich bin nicht da, und Uba kann es nicht. Sie wird sich seiner annehmen; schließlich liebt sie ihn genauso wie ich, aber schwimmen kann sie nicht. Und Brun auch nicht. Brun wird Durc das Jagen beibringen und ihn beschützen. Er wird nicht zulassen, dass Broud meinem Sohn etwas antut, das hat er versprochen – obwohl er mich eigentlich gar nicht hatte besuchen dürfen. Brun war ein guter Anführer, nicht wie Broud ...

Kann Broud die Ursache dafür sein, dass Durc in mir wuchs? Ein Schauer überlief Ayla bei dem Gedanken daran, wie Broud sie mit Gewalt genommen hatte. Iza hatte gesagt, Männer machten das so mit Frauen, die ihnen gefielen; aber Broud hat es nur getan, weil er wusste, wie sehr ich es hasste. Alle behaupten, es wäre der Geist der Totems, der den Anstoß dafür gibt, dass Babys wachsen. Dabei hat keiner der Männer ein Totem, das stark genug wäre, meinen Höhlenlöwen zu besiegen. Schwanger wurde ich erst, als Broud mich immer wieder zwang, und alle waren überrascht. Keiner hat gedacht, dass ich jemals ein Baby bekommen würde ...

Ich wünschte, ich könnte miterleben, wie er heranwächst. Er ist schon groß für sein Alter, so wie ich. Bestimmt wird er einmal der Größte im Clan sein, da bin ich mir ganz sicher ...

Nein, das bin ich nicht! Ich werde es nie erfahren. Ich werde Durc nie wiedersehen.

Hör auf, an ihn zu denken, befahl sie sich selbst und wischte eine Träne fort. Sie stand auf und trat an den Rand des Flusses. Es tut nicht gut, über ihn nachzudenken. Und bringt mich auch nicht über den Fluss hinüber! Sie war so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt gewesen, dass sie den gegabelten Stamm, der nahe am Ufer vorübertrieb, erst gar nicht sah. Wie abwesend, und doch irgendwie bei der Sache, verfolgte sie, wie die auseinander strebenden Äste mit den ineinander wachsenden Zweigen daran sich am Ufer verhedderten und beobachtete, ohne es recht zu sehen, wie der Stamm eine lange Zeit auf- und abwippte, um wieder freizukommen. Doch als ihr klarwurde, was dort vor sich ging, erkannte sie sogleich die Möglichkeiten, die sich daraus für sie ergaben.

Sie watete in das seichte Wasser hinein und zog den Stamm an Land. Es handelte sich um den oberen Teil eines ausgewachsenen Baums, der weiter flussaufwärts abgebrochen sein musste und sich noch nicht allzu sehr mit Wasser vollgesogen hatte. Mit der Feuersteinaxt, die sie in einer Falte ihres Umhangs bei sich trug, hackte sie den längeren der beiden sich gabelnden Äste ab, so dass er ungefähr so lang war wie der andere, und befreite alles von den hinderlichen kleineren Zweigen, so dass zwei ziemlich lange Äste zurückblieben.

Nachdem sie sich rasch umgesehen hatte, strebte sie einer Gruppe von Birken zu, die von Waldreben umrankt wurden. Als sie an einer der frischen holzigen Ranken zerzte, löste sich ein langer, zäher Baststreifen. Beim Zurückgehen befreite sie diesen von den Blättern. Dann breitete sie ihr Schutzzelt auf dem Boden aus und leerte den Inhalt ihrer Kiepe darauf. Es war Zeit, eine Bestandsaufnahme zu machen und ihre Sachen neu zu packen.

Die Beinlinge mit dem Fell an der Innenseite sowie ihre Handlinge kamen zusammen mit dem gleichfalls pelzigen Winterumhang ganz nach unten; sie trug jetzt ihren Sommerumhang und brauchte den anderen vor dem nächsten Winter nicht mehr. Bei dem Gedanken an den nächsten Winter hielt sie einen Moment inne und sann darüber nach, wo

sie ihn wohl erleben würde; lange verweilte sie jedoch nicht bei diesem Gedanken. Und wieder hielt sie inne, als sie das weiche geschmeidige Ledertuch hochnahm, mit dem sie Durc immer auf der Hüfte getragen hatte.

Sie brauchte es nicht; es war für ihr Überleben nicht notwendig; sie hatte es nur mitgenommen, weil es etwas war, das an ihn erinnerte. Sie hielt das Ledertuch an ihre Wange, legte es dann sorgfältig zusammen und verstaute es gleichfalls in der Kiepe. Obendrauf kamen die weichen, saugfähigen Lederstreifen, die sie für ihre Monatsblutungen brauchte. Als Nächstes kamen ihre Fülllinge in die Kiepe. Sie lief jetzt barfuß und zog nur dann ein Paar an, wenn es feucht oder kalt war; aber sie zerschlissen bereits. Ayla war froh, ein zweites Paar mitgenommen zu haben.

Als Nächstes sichtete sie ihre Vorräte. Eine Birkenrindentasche mit Ahornzucker war ihr noch geblieben. Ayla machte sie auf, brach ein Stück ab und steckte es sich in den Mund; ob sie wohl jemals wieder Ahornzucker kosten würde, wenn dieser aufgebraucht war?

Sie hatte immer noch ein paar Brocken Reiseproviant von der Art, wie die Männer sie mitnahmen, wenn sie auf die Jagd gingen, und die aus ausgelassenem Fett, gemahlenem und getrocknetem Fleisch und Trockenfrüchten bestand. Der Gedanke an das köstliche Fett ließ ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen. Das Niederwild, das sie mit ihrer Schlinge erlegte, war größtenteils mager. Ohne die pflanzliche Nahrung, die sie unterwegs sammelte, würde sie langsam zugrunde gehen; ihre Nahrung durfte nicht zu einseitig sein.

Sie verstaute den Reisevorrat in der Kiepe, ohne davon gekostet zu haben, und hob ihn sich für Notfälle auf. Hinzu kamen noch ein paar Streifen getrocknetes Fleisch – zäh wie Leder, aber nahrhaft –, etliche gedörrte Äpfel, ein paar Haselnüsse und wenige Beutel mit Körnern, die sie auf den Steppen in der Nähe der Höhle gesammelt hatte; eine verfaulte Wurzel warf sie fort. Oben auf ihre Vorräte legte sie Becher und Schale, ihre Kapuze aus Vielfraßfell und die bereits ziemlich zerschlissenen Fülllinge.

Sie nestelte ihren Medizinbeutel vom Leibriemen und

ließ die Hand über das glatte, wasserundurchlässige Otterfell gleiten: die harten Knochen von Füßen und Schwanz waren deutlich zu spüren. Die Schlaufe, mit deren Hilfe sie den Beutel schließen konnte, war um die Halsöffnung herum eingefädelt, und der durchs Trocknen merkwürdig flach gewordene und noch am Halsende festsitzende Kopf diente als Patte. Iza hatte den Beutel für sie gefertigt und das Erbe von Mutter auf Tochter übergehen lassen, als sie, Ayla, die Medizinfrau des Clans geworden war.

Plötzlich – zum ersten Mal seit vielen Jahren – fiel Ayla der erste Medizinbeutel ein, den Iza ihr gemacht hatte – derjenige, den Creb verbrannt hatte, als sie zum ersten Mal mit dem Fluch belegt worden war. Brun hatte nicht anders gekonnt. Frauen war es verboten, Waffen anzurühren, und Ayla hatte ihre Schlinge schon eine ganze Reihe von Jahren benutzt. Aber er hatte ihr eine Chance zur Rückkehr gegeben – falls es ihr gelang zu überleben.

Bislang war es ihr unmöglich gewesen, über Creb nachzudenken; dazu war der Schmerz noch zu neu, saß der Kummer zu tief. Sie hatte den alten Zauberer genauso geliebt, wie sie Iza geliebt hatte. Er war Izas Bruder gewesen und der von Brun auch. Da ihm ein Auge und ein Teil des einen Arms fehlten, hatte Creb nie gejagt; dafür war er zum Heiligsten Mann aller Clans geworden, zum Mog-ur, dem Gefürchteten und Geachteten; sein vernarbtes, einäugiges altes Gesicht vermochte noch dem tapfersten Jäger Furcht einzujagen, aber Ayla kannte auch seine weiche Seite.

Er hatte sie beschützt, sie umsorgt und geliebt als das Kind einer Gefährtin, die er nie gehabt hatte. Sich mit dem Tod Izas vor drei Jahren abzufinden, hatte Ayla Zeit gehabt; wenn die Trennung von Durc sie auch schmerzte, immerhin wusste sie, dass er noch lebte. Um Creb hatte sie noch nicht getrauert. Doch jetzt, unversehens, wollte der Schmerz, den sie seit dem Erdbeben, in dem er umgekommen war, unterdrückt hatte, heraus. Laut rief sie seinen Namen.

»Creb ... ach, Creb ... Warum bist du zurückgegangen in die Höhle? Warum hast du sterben müssen?«

Dann entrang sich ihr aus tiefstem Innern ein hoher Kla-

geschrei. Sie wiegte sich vor und zurück, vor und zurück, und beklagte ihren Verlust, ließ ihrer Sorge und ihrer Verzweiflung freie Bahn. Doch es war kein verständnisvoll sie umsorgender Clan da, seine Klage mit der ihren zu vereinen und an ihrem Kummer teilzunehmen. Sie war allein in ihrer Trauer, und sie klagte um ihre Verlassenheit.

Als ihre Klage verebte, kam sie sich wie ausgetrocknet vor, doch der schreckliche Schmerz war verfliegen. Nach einer Weile ging sie hinunter an den Fluss, wusch sich das von Tränen verschmierte Gesicht und verstaute dann ihren Medizinbeutel in der Kiepe. Dessen Inhalt brauchte sie nicht zu überprüfen. Sie wusste genau, was darin war.

Sie hob ihren Grabstock auf und schleuderte ihn beiseite, als Zorn in ihr aufwallte, den Kummer verdrängte und sie in ihrer Entschlossenheit noch bestärkte. Broud wird es nicht fertigbringen, dass ich sterbe!

Tief holte sie Atem und zwang sich dann weiterzupacken. Jetzt kamen das Gerät zum Feuermachen und das Auerochsenhorn hinein; dann holte sie verschiedene Feuersteingeräte aus den Falten ihres Überwurfs. Einer besonderen Falte entnahm sie einen runden Kieselstein, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder auf. Jeder Stein, sofern er von der richtigen Größe war, ließ sich mit der Schleuder schleudern, aber zielsicher treffen ließ sich am besten mit glatten, runden Geschossen. Die paar, die sie hatte, behielt sie.

Dann griff sie nach ihrer Schleuder, einer Hirschlederschleife, die sich im mittleren Teil verbreiterte und lang zulaufende, durch vielen Gebrauch zusammengedrehte Enden besaß. Dass sie die Schleuder behalten musste, war keine Frage. Sie löste die Verknotung des langen Lederriemens, den sie dergestalt um ihren weichen Ziegenlederumhang geschlungen hatte, dass die verschiedenen Falten entstanden, in denen sie Dinge mit sich herumtrug. Der Umhang fiel zu Boden. Sie stand nackt da und trug nur den kleinen Lederbeutel an einem Riemen um den Hals – ihr Amulett. Sie streifte Riemen und Beutel über den Kopf und erschauerte; ohne Amulett kam sie sich nackter vor als ohne Umhang; die kleinen Dinge darin gaben ihr Sicherheit.

Das waren nun all ihre Habseligkeiten, alles, was sie brauchte, um zu überleben – diese Dinge und dazu Wissen, Können, Erfahrung, Klugheit, Entschlossenheit und Mut.

Rasch rollte sie ihr Amulett, die Werkzeuge und ihre Schleuder in ihren Umhang ein und steckte auch dies in die Kiepe. Dann wickelte sie das Bärenfell drum herum und verschnürte es mit ihrem langen Riemen. Dieses Bündel wiederum rollte sie in ihr Zelt aus Auerochsenfell, und das Ganze zurrte sie mit Hilfe des frisch gebrochenen Schlingengewächses auf dem Baumstamm fest.

Eine Weile starrte sie auf den breiten Strom und das ferne Ufer, dachte dann an ihr Totem, schob mit dem Fuß Sand auf das Feuer und schleifte den Baumstamm mitsamt all ihrer kostbaren Habe hinunter ins Wasser. Dort stellte sie sich fest auf die Astgabelung, hielt sich an den stehen gebliebenen Enden der ehemaligen Zweige fest und stieß dann mit ihrem Floß ab.

Immer noch eiskalt vom Schmelzwasser der Gletscher umfing das Wasser ihren nackten Leib. Sie schnappte nach Luft und konnte kaum atmen, doch Gefühllosigkeit setzte ein, und sie gewöhnte sich an das eisige Element. Die mächtige Strömung packte das Floß und versuchte, es weiter hinunterzutragen zum Meer. Das Floß schaukelte auf den Wellen, doch die Gabelung der Äste hielt es davon ab, sich um sich selbst zu drehen. Mit aller Macht strampelnd, kämpfte Ayla darum, es durch die schäumende Strömung hindurchzuschieben; in einem schrägen Winkel wurde sie abgedrängt, doch ging es immer noch auf das gegenüberliegende Ufer zu.

Sie kam nur quälend langsam voran. Jedes Mal, wenn sie aufblickte, war das gegenüberliegende Ufer weiter entfernt, als sie gedacht hatte. Sie trieb viel rascher flussabwärts, als sie über den Fluss hinüberkam. Als die Strömung sie an der Stelle vorbeitrug, an der sie geglaubt hatte, landen zu können, war sie ausgepumpt und unterkühlt. Sie zitterte. Ihre Muskeln schmerzten. Ihr war, als hätte sie eine Ewigkeit mit den Füßen gestrampelt, um von Felsbrocken freizukommen, die man daran befestigt hatte. Trotzdem zwang sie sich weiterzumachen.

Schließlich war sie dermaßen erschöpft, dass sie sich der unerbittlichen Kraft der Strömung überließ. Das Wasser machte sich das augenblicklich zunutze und trieb das Floß zurück in die Richtung, die der Flusslauf nahm. Ayla klammerte sich verzweifelt an den Baumstamm, der jetzt sie beherrschte.

Doch weiter unten änderte der Fluss seinen Lauf und bog dort, wo es um eine Landzunge herumging, scharf von seiner südlichen Richtung nach Westen ab. Ayla hatte mehr als drei Viertel quer über die reißende Strömung geschafft, ehe sie sich ihrer Erschöpfung überließ, doch als sie jetzt das felsige Ufer sah, riss sie sich entschlossen noch einmal zusammen.

Sie zwang ihre Beine zu strampeln, stemmte sich gegen das Wasser, um das Ufer zu erreichen, ehe der Fluss sie um die Landzunge herumtrug. Geschlossenen Auges konzentrierte sie sich darauf, die Beine zu bewegen. Plötzlich spürte sie, wie der Baumstamm mit einem Ruck auf Grund lief und dann liegen blieb.

Ayla war unfähig, sich zu rühren. Halb im Wasser liegend, klammerte sie sich immer noch an den Zweigstümpfen fest. Eine Welle hob den Baumstamm von den schartigen Felsen herunter, und panisches Entsetzen ergriff die junge Frau. Sie zwang sich auf die Knie und schob den geschundenen Baumstamm auf den Sand. Dann fiel sie zurück ins Wasser.

Aber sie konnte nicht lange ruhen. Am ganzen Leibe zitternd zwang sie sich, die felsige Landzunge hinaufzukriechen. Mit fliegenden Händen versuchte sie die Knoten des Schlinggewächses zu lösen; als sie das geschafft hatte, schleifte sie ihr Bündel hinauf auf den Strand. Der Lederriemen war noch schwieriger zu lösen. Die Hände zitterten ihr.

Die Vorsehung half. An einer schwachen Stelle riss der Riemen. Sie zerrte ihn los, stieß die Kiepe beiseite, kroch auf das Bärenfell und wickelte sich hinein. Als sie endlich aufhörte zu zittern, war die junge Frau schon längst eingeschlafen.

Nach der gefährlichen Flussüberquerung wandte Ayla sich in leicht westlicher Richtung gen Norden. Die Sommertage wurden wärmer, und sie suchte die offene Steppe nach ir-

gendwelchen Zeichen menschlichen Lebens ab. Die Blüten der Kräuter, die den kurzen Frühling mit Farben erfüllt hatten, verblassten, und das Gras wuchs fast hüfthoch.

Zu ihrer sonstigen Nahrung kamen jetzt auch noch Luzerne und Klee, und sie freute sich über die stärkehaltigen, leicht süßlich schmeckenden Erdnüsse, an die sie herankam, indem sie die wuchernden Oberflächenranken bis zur Wurzel zurückverfolgte. Die Bärenschoten mit der Reihe ovaler grüner und essbarer Samen darin schwellen an; auch die Wurzeln dieser Pflanze konnte sie essen, und sie hatte keine Schwierigkeit, zwischen ihr und ihren giftigen Verwandten zu unterscheiden. Als die Reifezeit für die Knospen der Taglilien vorüber war, waren ihre Wurzeln immer noch zart. Einige frühreife Arten niedrigwachsender Beerensträucher zeigten durch die rote und schwarze Färbung der Früchte ihre Reife an, und außerdem gab es immer ein paar junge Blätter von Fuchsschwanz, Senf und Brennnesseln, um ihren Hunger zu stillen.

An Zielen für ihre Schleuder mangelte es nicht. Pfeifhasen, Präriehunde, Wüstenspringmäuse und verschiedene Hasenarten – grau-braun jetzt und nicht mehr im weißen Winterfell – bevölkerten die Ebenen, und gelegentlich lief ihr sogar ein allesfressender, mäusevertilgender Riesenhamster über den Weg. Tieffliegende Wald- und Schneehühner waren ein besonderer Leckerbissen für sie, obgleich Ayla sich niemals an einem Schneehuhn gütlich tun konnte, ohne daran zu denken, dass die fetten Vögel mit den gefiederten Füßen Crebs Lieblingspeise gewesen waren.

Doch das waren nur die kleineren Tiere, die es sich an der sommerlichen Fülle wohl sein ließen. Sie sichtete auch Hochwildherden – Rentiere, Rotwild und Riesenhirsche mit ihren gewaltigen Geweihen; gedrungene Steppenpferde, Esel und Onager, die beide den Pferden ähnlich waren; mächtige Wisente oder auch kleinere Gruppen von Steppenantilopen kreuzten ihren Weg. Die Herde rötlich-brauner Wildrinder, deren Bullen bis zum Widerrist sechs Fuß maßen, graste mit den Frühlingskälbern, die noch an den ausladenden Eutern der Kühe saugten. Der Gedanke an das zarte Fleisch

von Kälbern, die noch vom Muttertier gesäugt wurden, ließ Ayla das Wasser im Mund zusammenlaufen, doch mit ihrer Schleuder konnte sie nichts gegen die großen Auerochsen ausrichten. Sie begegnete wollhaarigen Mammuts auf ihrer Wanderschaft, und einmal sah sie sogar, wie eine Herde von Moschusochsen einen Ring um ihre Jungtiere bildete und einem Rudel angriffslustiger Wölfe die Stirn bot. Einer Familie der leicht reizbaren Wollhaarnashörner ging sie gleich aus dem Weg. Brouds Totem, erinnerte sie sich – wie passend!

Als die junge Frau immer weiter in den Norden kam, fiel ihr auf, dass die Landschaft sich veränderte. Sie wurde trockener und öder. Sie hatte die unregelmäßig verlaufende nördliche Grenze der feuchten, im Winter schneebedeckten Festlandssteppen erreicht. Jetzt kamen die trockenen Lößsteppen, die sich bis unmittelbar an die steil aufragenden Wände der nördlichen Eiskappe erstreckten und die es nur während der Eiszeit gab.

Gletscher – massive übereinandergelagerte Eisschichten, die sich über den gesamten Kontinent erstreckten – hüllten die nördliche Hemisphäre ein. Fast ein Viertel der gesamten Erdoberfläche wurde von ihrem unermesslichen Gewicht erdrückt. Die riesigen Wassermengen, die sie banden, bewirkten, dass der Wasserspiegel der Ozeane sich senkte, die Landmasse sich entsprechend vergrößerte und auch die Umrisse dieser Kontinente sich veränderten. Kein Teil des Erdballs war ihrem Einfluss entzogen, Regenfälle überfluteten die Gebiete um den Äquator, und die Wüsten schrumpften; doch am nachhaltigsten wirkte sich der Einfluss der Eiskappe an ihren Rändern aus.

Die riesige Eisdecke kühlte die darüberliegende Luft, was zur Folge hatte, dass die Feuchtigkeit darin sich verdichtete und als Schnee herunterkam. Um den Mittelpunkt der Eiskappe setzte sich jedoch Hochdruck durch und schuf eine extrem trockene Kältezone, welche die Schneefälle immer weiter an den Rand drängte. Die Eisränder schoben sich zunehmend nach Süden vor, die Eisdecke selbst war von unglaublicher Einförmigkeit und nahezu zweitausend Meter dick.

Da der größte Teil des Schnees auf dem Eis herunterging und dafür sorgte, dass die Eisdecke immer größer wurde, war das Land südlich davon trocken – und gefroren. Der ständige Hochdruck über dem Mittelpunkt der Eiskappe ließ ein atmosphärisches Gefälle entstehen, das die extrem kalte Trockenluft in Richtung auf Tiefdruckgebiete fließen ließ; Wind wehte von Norden herunter und kam auf den Steppen niemals zum Stillstand, sondern variierte höchstens in seiner Stärke. Unterwegs riss er das von den Eismassen staubfein zermahlene Felsgestein in die Höhe. In der Luft verdichteten sich diese Staubteilchen zu einer körnigen, lehmartigen Substanz – Löß –, die über Hunderte von Kilometern entfernt niederging und eine viele Fuß dicke Schicht fruchtbaren Bodens bildete.

Im Winter trieben heulende Winde den spärlichen Schnee über das schwarze, gefrorene Land. Die Erde drehte sich jedoch immer noch um ihre geneigte Achse, und die Jahreszeiten lösten einander immer noch ab. Nur um wenige Grade niedrigere Jahresdurchschnittstemperaturen geben den Anstoß zur Gletscherbildung, und nur wenige heiße Tage wirken sich kaum aus, es sei denn, sie erhöhten die Mittelwerte.

Im Frühjahr schmolz der wenige im Winter gefallene Schnee, die Eisoberfläche erwärmte sich, Schmelzwasser sickerte aus den Gletschern und rann über die Steppen. Dieses Schmelzwasser weichte den Boden über dem Dauerfrost in der Tiefe genug auf, dass flachwurzeln Gräser und andere Pflanzen sprießen konnten. In der Mitte des Sommers verdorrte es, ein ganzer Erdteil war von Grasland bedeckt, und dazwischen gab es in Meeresnähe nur verstreut kleinere Wald- und Tundraflächen.

In den Gebieten, die unmittelbar südlich der Eisränder lagen und wo die Schneedecke nur gering war, lieferte das Gras das ganze Jahr über Futter für Millionen und Abermillionen grasender und von Samen sich ernährenden Tiere, die sich an die Eiskälte des Nordens angepasst hatten – und diese wiederum gaben jenen Raubtieren Nahrung, die sich an jedes Klima anpassen, das ihren Beutetieren Nahrung gibt. Mammuts grasten am Fuß blau-weiß schimmern-

der, nahezu zweitausend Meter steil in die Höhe ragender Eiswände.

Wasserläufe, die in der wärmeren Jahreszeit vom Schmelzwasser gespeist wurden, fraßen sich durch die tiefe Lößschicht und oft auch noch durch das Sedimentgestein bis hinunter auf die kristalline Granitplatte, welche das Fundament des Erdteils bildete. Tiefe Schluchten und Flussverengungen waren überall in der offenen Landschaft zu finden, aber Flüsse sorgten für Wasser und Schluchten boten Schutz vor dem Wind. Selbst in den trockenen Lößsteppen gab es grüne Täler.

Es wurde wärmer, und während ein Tag dem anderen folgte, wurde Ayla des Wanderns müde, wurde sie der Eintönigkeit der Steppen, der unbarmherzig herabscheinenden Sonne und des unablässig wehenden Windes überdrüssig. Ihre Haut wurde hart, sprang auf und pellte sich. Ihre Lippen waren aufgesprungen, die Augen entzündet, und im Hals hatte sie ständig Sand. Gelegentlich stieß sie auf ein Flusstal, das grüner und bewaldeter war als die Steppen, doch nichts reizte sie zum Verweilen, und keines ließ eine Spur von Menschenleben erkennen.

Der Winter beherrschte das Land auch jetzt. Nicht einmal an den heißesten Sommertagen konnte sie die durch Mark und Bein gehende Gletscherkälte vergessen. Sie musste sich Nahrungsvorräte anlegen und daran denken, irgendwo Schutz zu suchen, um die lange, entbehrungsreiche Winterzeit zu überleben. Seit dem Frühjahr war sie jetzt unterwegs, und nachgerade überlegte sie, ob es ihr beschieden sein sollte, für alle Ewigkeit über die Steppen zu ziehen – oder doch zugrunde zu gehen.

Am Ende eines Tages, der sich in nichts von all den vorhergegangenen unterschied, schlug sie auf trockenem Boden ihr Lager auf. Sie hatte Beute gemacht, doch ihre Glut war ausgegangen, und Holz war schwerer zu finden. Sie kaute ein paar rohe Bissen und machte sich nicht die Mühe, ein Feuer zu machen, aber sie hatte keinen Appetit. Sie warf das Murmeltier beiseite, obwohl auch das Wild seltener zu wer-

den schien – oder sie hielt nicht mehr so wachsam danach Ausschau wie zuvor. Auch das Sammeln von pflanzlicher Nahrung wurde schwieriger. Der Boden war dicht von abgestorbener Vegetation bedeckt. Und außerdem war da der ständige Wind.

Sie schlief nur schlecht; böse Träume suchten sie heim, und sie wachte unausgeschlafen auf. Sie hatte nichts zu essen; selbst das Murmeltier, das sie fortgeworfen hatte, war verschwunden. Sie trank einen Schluck Wasser, das schal und abgestanden schmeckte, packte ihre Kiepe und zog weiter gen Norden.

Gegen Mittag fand sie ein Flussbett mit einigen im Austrocknen begriffenen Tümpeln darin; das Wasser hatte zwar einen leicht bitteren Geschmack; dennoch füllte sie ihren Wasserbeutel damit. Sie grub ein paar Teichkolbenwurzeln aus; sie waren zäh und schmeckten fade; trotzdem kaute sie beim Weitergehen darauf herum. Sie wollte nicht weiter, wusste jedoch nicht, was sonst tun. Niedergeschlagen und lustlos wie sie war, achtete sie nicht weiter darauf, wohin sie ging. So bemerkte sie das Rudel Höhlenlöwen, das sich in der Nachmittagssonne aalte, erst, als einer von ihnen warnend sein Gebrüll erhob.

Furcht durchzuckte sie und riss sie aus ihrer Teilnahmslosigkeit heraus. Sie bog von ihrer eingeschlagenen Richtung ab und wandte sich nach Westen, um dem Revier der Höhlenlöwen auszuweichen. Der Geist der Höhlenlöwen war es, der sie beschützt hatte, nicht das große Raubtier in der Wirklichkeit. Die Tatsache, dass der Höhlenlöwe ihr Totem war, bedeutete nicht, dass sie vor seinem Angriff sicher war.

Tatsächlich war Creb überhaupt nur dadurch darauf gekommen, dass der Höhlenlöwe ihr Totem war. Immer noch trug sie auf dem linken Oberschenkel die vier parallel verlaufenden Narben, und auch heute noch suchte sie der Angsttraum heim, bei dem eine riesige Tatze in die enge Felsspalte hineinlangte, in der sie als fünfjähriges Kind Zuflucht gesucht hatte. Auch letzte Nacht hatte sie von dieser Tatze geträumt. Creb hatte ihr gesagt, sie sei auf die Probe gestellt worden, um herauszufinden, ob sie würdig sei – und

mit einem Zeichen versehen worden, um zu zeigen, dass sie erwählt worden war. Wie abwesend griff ihre Hand hinunter und spürte den Narben auf dem Oberschenkel nach. Warum der Höhlenlöwe wohl ausgerechnet mich erwählt hat, dachte sie.

Die grelle Sonne blendete, als sie im Westen versank. Ayla war mühsam einen Abhang hinaufgestiegen und hatte Ausschau gehalten nach einer Stelle, wo sie ihr Lager aufschlagen konnte. Wieder ein Lager ohne Wasser, dachte sie und war froh, den Wasserbeutel vorsichtshalber doch gefüllt zu haben. Trotzdem, sie musste bald Wasser finden. Sie war müde und hungrig und immer noch ganz durcheinander, dass sie so unvorsichtig gewesen war, so nahe an die Höhlenlöwen heranzukommen.

Sollte das ein Zeichen sein? War es nur eine Frage der Zeit? Was bildete sie sich ein, dass sie glaubte, einem Todesfluch entkommen zu können?

Das Licht am Horizont war so grell, dass sie den jäh abfallenden Rand der Hochebene um ein Haar nicht bemerkt hätte. Schützend schirmte sie mit der Hand die Sonne ab; sie stand am Rand des Abhangs und schaute in eine Schlucht hinunter. Unten glitzerte ein kleiner Bach, und zu beiden Seiten wuchsen Bäume und Sträucher. Ein aus Felsklippen gebildeter Pass führte hinunter in ein kühles, grünes, schützendes Tal. Als sie den Abstieg zur Hälfte geschafft hatte, mitten auf einer Grasfläche, fielen die letzten schrägen Strahlen der Sonne auf eine kleine Herde friedlich grasender Pferde.

2. KAPITEL

»Aber warum willst du mich begleiten, Jondalar?«, fragte der junge Mann mit den braunen Haaren, während er das aus verschiedenen Häuten zusammengenähte Zelt abbaute. »Marona hast du gesagt, du wolltest nur Dalanar besuchen und mir den Weg zeigen. Nur um eine kurze Reise zu machen, ehe du deinen eigenen Hausstand gründetest. Du soll-

test doch zum Sommertreffen mit den Lanzadonii gehen und rechtzeitig für die Feier des Zusammengebens dort sein. Sie wird dir die Augen auskratzen, und wenn es eine Frau gibt, von der ich nicht möchte, dass sie auf mich wütend ist, dann ist sie es. Bist du sicher, dass du nicht von ihr wegläufst?« Thonolan hatte einen unbekümmerten Ton angeschlagen, aber der Ernst in seinen Augen verriet ihn.

»Kleiner Bruder, wie kommst du darauf, dass du der Einzige in dieser Familie bist, der den Wandertrieb verspürt? Du hast dir doch wohl nicht eingebildet, dass ich dich ganz allein losziehen lasse, oder? Und du dann heimkehrtest und großtun könntest mit deiner langen Reise? Irgendjemand muss doch mitziehen, damit du hinterher nicht das Blaue vom Himmel herunterflunkerst – jemand, der aufpasst, dass dir nichts zustößt«, erwiderte der groß gewachsene blonde Mann, bückte sich dann und ging ins Zelt hinein.

Es war hoch genug, um bequem darin sitzen oder knien zu können, aber nicht hoch genug, darin zu stehen; der Platz reichte für ihre beiden Schlafrollen und ihr Gerät. Hochgehalten wurde das Zelt von drei in gerader Flucht aufgestellten Stangen; ungefähr in der Mitte, bei der mittleren und größeren Stange, befand sich eine Öffnung mit einer Lasche darüber, die man herunterrollen und mit Riemen verschließen konnte, um den Regen draußen zu halten, oder aufrollen, um den Rauch hinauszulassen, wenn sie ein Feuer im Zelt machen wollten. Jondalar zog die drei Stangen aus dem Boden und kroch mit ihnen zur Zeltöffnung hinaus.

»Dafür sorgen, dass *mir* nichts zustößt?«, sagte Thonolan. »Mir müssen doch Augen am Hinterkopf wachsen, um aufzupassen, was sich hinter deinem Rücken tut! Wart nur, bis Marona dahinterkommt, dass du nicht bei Dalanar und den Lanzadonii bist, wenn sie zum Treffen kommen. Könnte sein, dass sie beschließt, sich in eine Donii zu verwandeln und über den Gletscher zu fliegen, den wir gerade überquert haben, um dich zu packen, Jondalar.« Beide machten sie sich daran, das Zelt zusammenzulegen. »Sie hat doch schon lange ein Auge auf dich geworfen, und ausgerechnet in dem Augenblick, wo sie glaubt, dich zu haben, kommst du auf

den Gedanken, eine lange Reise zu machen. Ich glaube, du hast einfach keine Lust, deine Hand in diese Schlinge zu stecken und zuzulassen, dass Zelandoni den Knoten schlingt. Ich glaube, mein großer Bruder ist ehescheu.« Sie legten das Zelt neben die Traggestelle. »Die meisten Männer in deinem Alter haben schon ein oder zwei Sprösslinge an ihrem Herdfeuer«, fügte Thonolan noch hinzu und duckte sich, um einem spielerischen Faustschlag seines älteren Bruders zu entgehen; jetzt lächelten auch seine grauen Augen.

»Die meisten Männer meines Alters! Ich bin schließlich nur drei Jahre älter als du«, sagte Jondalar in gespielterm Zorn. Dann stieß er ein herzliches lautes Lachen aus, das in seiner lockeren Überschwänglichkeit umso überraschender war, als es völlig unerwartet kam.

Die beiden Brüder waren verschieden wie Tag und Nacht; der etwas kleinere, dunkelhaarige war der Unbeschwertere von beiden. Sein gutmütiges Wesen, sein ansteckendes Grinsen und sein heiteres Lachen bewirkten, dass er überall rasch gern willkommen geheißen wurde. Jondalar war ernster, runzelte oft nachdenklich und besorgt die Stirn, und wenn er auch leicht lächelte, besonders in Gegenwart seines Bruders, lachte er doch nur selten laut heraus. Tat er es aber doch, hatte die Hemmungslosigkeit seines Lachens etwas Überraschendes.

»Und woher willst du wissen, dass Marona nicht schon etwas Kleines hat, es an mein Herdfeuer zu bringen, wenn wir zurück sind?«, sagte Jondalar, als sie die lederne Bodendecke zusammenrollten, die mit Hilfe einer der Stangen rasch zu einem kleinen Wind- oder Regenschutz aufgestellt werden konnte.

»Und woher nimmst *du* die Überzeugung, dass mein schwer zu fassender Bruder der einzige Mann ist, den sie ihrer wohlbekanntesten Reize für würdig erachtete? Marona versteht sich wahrhaftig darauf, einem Mann zu gefallen – wenn sie will. Und dieses Feuer, das sie hat ... Du bist der einzige Mann, der jemals mit ihr hat fertigwerden können, obwohl es weiß Doni genug gibt, die sie nehmen würden, und wenn sie noch so launenhaft ist. Warum hast du dich

nicht mit ihr zusammengetan? Jeder hat das seit Jahren erwartet.«

Thonolan meinte diese Frage ernst. Kummer trat in Jondalars lebhaft blaue Augen, und seine Stirn legte sich in Falten. »Vielleicht einfach deshalb, weil jeder es erwartet«, sagte er. »Ich weiß es nicht, Thonolan, ehrlich. Dabei gehe auch ich davon aus, dass ich mich mit ihr zusammentue. Mit wem sonst sollte ich mich zusammentun?«

»Mit wem? Oh, einfach mit jeder, die dir gefällt, Jondalar. Es gibt in all den Höhlen keine unverheiratete Frau – und sogar ein paar verheiratete –, die nicht die Gelegenheit beim Schopfe packen würde, den Knoten mit Jondalar von den Zelandonii zu schlingen, dem Bruder von Joharran, Anführer der neunten Höhle – ganz zu schweigen davon, dass er auch noch der Bruder von Thonolan, dem flotten und unerschrockenen Abenteurer ist.«

»Du hast vergessen zu sagen: dem Sohn von Marthona, dem letzten Anführer der neunten Höhle der Zelandonii, und dem Bruder von Folarä, der schönen Tochter Marthonas – zumindest wird sie schön sein, wenn sie heranwächst.« Jondalar lächelte. »Wenn du schon meine Familienbande aufzählst, vergiss die Gesegneten von Doni nicht.«

»Wer könnte sie vergessen?«, sagte Thonolan und wandte sich den Schlafrollen zu. Diese waren jeweils aus zwei Fellen gefertigt und so zugeschnitten, dass ein Mann sich der Länge nach darauf ausstrecken konnte; mit an den Seiten und unten angebrachten Riemen konnten sie zusammengeschnürt und an der Öffnung mit einem Zugriemen verschlossen werden. »Was reden wir denn da? Ich glaube, sogar Joplaya würde dich nehmen, Jondalar.«

Sie machten sich daran, die steifen, nach oben sich verbreiternden Traggestelle zu packen. Diese bestanden aus starrem, ungegerbtem Leder, das an Holzstreben befestigt war, und gehalten wurde von ledernen Schulterriemen, deren Länge sich mittels einer Reihe geschnittener Elfenbeinknöpfe verstellen ließ. Die Knöpfe wurden dadurch festgehalten, dass ein schmaler Riemen durch ein einzelnes Loch in der Mitte hindurchgezogen war, den man oben mit einem zwei-

ten Riemen verknotet hatte, der wiederum durch dasselbe Loch zurücklief bis zum nächsten Knopf.

»Du weißt, wir können uns nicht zusammentun. Joplaya ist meine Base. Du solltest sie nicht ernst nehmen; sie nimmt andere schrecklich gern auf den Arm. Wir haben uns angefreundet, als ich zu Dalanar zog, um mein Handwerk zu erlernen. Er hat es uns beiden gleichzeitig beigebracht. Sie gehört zu den besten Feuersteinschlägern, die ich kenne. Aber erzähl ihr bloß nicht, dass ich das gesagt habe. Das ließe sie mich nie vergessen. Wir haben immer versucht, uns gegenseitig zu übertreffen.«

Jondalar hob den schweren Beutel mit seinen Steinschlaggeräten und ein paar unbearbeiteten Feuersteinen darin und dachte an Dalanar und die Höhle, die er gegründet hatte. Die Zahl der Lanzadonii wuchs. Seit er wieder fortgegangen war, hatten andere sich ihnen angeschlossen, und die Familien wurden größer. Bald wird es eine zweite Höhle der Lanzadonii geben, dachte er. Er verstaute den Beutel in seinem Traggestell ebenso wie Kochgerät, Vorräte und anderes Werkzeug. Seine Schlafrolle kam obendrauf, und zwei der Zeltstangen steckte er in eine links am Traggestell angebrachte Halterung. Thonolan trug die dritte Stange und die Bodendecke. In einem besonderen Köcher an der rechten Seite ihrer Traggestelle trugen beide ein paar Speere.

Thonolan füllte den Wasserbeutel mit Schnee. Der Beutel bestand aus einem mit Fell umhüllten Tiermagen. War es sehr kalt, wie jetzt auf dem über das Hochland sich vorschiebenden Gletscher, den sie gerade überquert hatten, trugen sie die Wasserbeutel unter ihren Obergewändern direkt auf der Haut, so dass der Schnee rasch schmolz. Auf einem Gletscher gab es weder Holz noch Wildlosung zum Feuermachen. Jetzt hatten sie den Gletscher hinter sich, waren aber noch nicht weit genug hinuntergelangt, um frei fließendes Wasser zu finden.

»Ich sage dir, ich bin froh, dass Joplaya nicht meine Base ist«, erklärte Thonolan und sah auf. »Ich glaube, ich würde meine Reise aufgeben, um mich mit dieser Frau zusammenzutun. Du hast mir nie erzählt, wie schön sie ist. Ich habe

nie eine gesehen wie sie. Wie sollte ein Mann die Augen von ihr wenden? Ich bin richtig dankbar, dass ich von Marthona geboren wurde, nachdem sie sich mit Willomar zusammengetan hatte, und nicht, solange sie noch Dalanars Gefährtin war. Da bleibt mir jedenfalls eine Chance.«

»Gut möglich, dass sie schön ist. Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen und hatte eigentlich erwartet, dass sie sich inzwischen mit einem Mann zusammengetan hätte. Bin ich froh, dass Dalanar beschlossen hat, die Lanzadonii dieses Jahr mitzunehmen zum Sommertreffen der Zelandonii. Kommt nur eine Höhle zusammen, sind nicht viele da, unter ihnen zu wählen. Jedenfalls bekommt Joplaya so Gelegenheit, andere Männer kennenzulernen.«

»Und außerdem bekommt Marona ein bisschen Konkurrenz. Eigentlich ein Jammer, dass wir nicht dabei sind, wenn die beiden sich kennenlernen. Marona ist es gewohnt, die Schönste von allen zu sein. Sie wird Joplaya bestimmt hasen. Und wo du nun auch nicht kommst, habe ich so das Gefühl, dass Marona das diesjährige Sommertreffen nicht gerade genießen wird.«

»Du hast Recht, Thonolan. Es wird sie verletzen, und sie wird wütend sein, was ich ihr nicht übelnehmen kann. Sie ist wetterwendisch im Wesen, aber sie ist eine gute Frau. Sie braucht nichts weiter als einen Mann, der gut genug ist für sie. Und sie versteht sich wahrhaftig darauf, einem Mann zu gefallen. Bin ich bei ihr, bin ich nur allzu bereit, den Knoten mit ihr zu schürzen, aber wenn sie nicht da ist ... Ich weiß nicht, Thonolan.« Jondalar runzelte die Stirn, als er einen Leibriemen um sein Obergewand schlang, nachdem er den Wasserbeutel darunter verstaut hatte.

»Sag mir eines«, fragte Thonolan, der wieder ernst geworden war. »Wie würdest du dir vorkommen, sollte sie beschließen, sich mit einem anderen Mann zusammenzutun, wenn du nicht da bist? Die Wahrscheinlichkeit, dass sie das tut, ist schließlich groß.«

Jondalar verknotete den Leibriemen und dachte nach. »Ich wäre verletzt, oder mein Stolz wäre es – ich weiß nicht genau, was. Aber einen Vorwurf würde ich ihr nicht daraus

machen. Ich meine, sie hat einen Besseren als mich verdient, jemand, der nicht im letzten Augenblick auf den Gedanken verfällt, eine Reise zu unternehmen und sie im Stich zu lassen.

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte sein jüngerer Bruder und verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Nun, großer Bruder, wenn wir der Donii, die hinter dir herkommt, ein Stück voraus sein wollten, sollten wir uns aufmachen.« Thonolan war mit dem Packen seines Traggestells fertig, hob sein Obergewand und zog einen Arm aus dem Ärmel, um sich darunter den Wasserbeutel über die Schultern zu hängen.

Die Obergewänder waren einfach geschnitten. Vorder- und Rücken bestanden aus mehr oder weniger rechteckigen, an den Seiten und an den Schultern zusammengenähten Stücken; zwei kleinere Rechtecke waren zu Röhren zusammengenäht und als Ärmel angesetzt worden. Die feststehenden Kapuzen wiesen vorn einen Saum aus Vielfraßfell auf, der das Gesicht einrahmte und an dem sich kein Eis vom Atemhauch bildete. Die Obergewänder waren reich mit Zierrat aus Knochen, Elfenbein, Muscheln, Tierzähnen und weißen Hermelinschwänzen mit schwarzen Spitzen geschmückt. Man streifte sie sich über den Kopf, sie hingen wie Säcke bis zur Hälfte an den Oberschenkeln herunter und wurden in der Mitte mit einem Leibriemen zusammengehalten.

Unter dem Überwurf trugen sie weiche, ähnlich geschnittene Hirschlederhemden, dazu Fellhosen, die oben an der Hüfte über einem festgezogenen Gürtel umgekrempt waren. Pelzgefütterte Fäustlinge hingen an einer langen, durch eine Schlaufe auf dem Rücken des Überwurfs gehaltenen Schnur, so dass man sie rasch ausziehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, sie zu verlieren. Das Schuhwerk wies harte Sohlen auf, die wie Mokassins um den Fuß herumführten und an weicherem Leder befestigt waren, das sich dem Bein anschmiegte und mit Riemen daran verschnürt war. Das Schuhinnere war mit einem locker sitzenden Futter aus Mufflonwolle ausgepolstert, die angefeuchtet und gestampft

wurde, bis ein fester Filz entstand. War es besonders feucht, wurden wasserdichte, passende Tierdärme über das Schuhwerk gezogen, die jedoch sehr dünn waren, schnell zerschliessen und nur dann benutzt wurden, wenn es unbedingt nötig war.

»Thonolan, wie weit willst du eigentlich wirklich ziehen? Du hast es doch nicht ernst gemeint, als du sagtest, bis zum Ende des Großen Mutter Flusses, nicht wahr?«, fragte Jondalar, hob eine Feuersteinaxt mit kurzem, kräftig geformtem Stiel auf und steckte sie durch eine Schlaufe an seinem Leibriemen neben das Feuersteinmesser mit Knochengriff.

Thonolan, der gerade einen Schneeschuh anzog, hielt inne und stand auf. »Doch, das war wirklich ernst gemeint, Jondalar«, sagte er, diesmal ohne seinen sonst üblichen witzelnden Unterton.

»Aber vielleicht sind wir dann nicht einmal zum nächsten Sommertreffen wieder zurück!«

»Kommen dir Bedenken? Du musst nicht unbedingt mitkommen, Bruder, ich meine das ernst. Ich werde nicht wütend sein, wenn du wieder umkehrst – du hast den Entschluss ohnehin im letzten Augenblick gefasst. Und du weißt genauso gut wie ich, dass wir vielleicht überhaupt nie mehr zurückkehren. Willst du jedoch umkehren, tu's besser jetzt, sonst schaffst du es bis zum nächsten Winter nicht über den Gletscher zurück.«

»Nein, es war kein Entschluss im letzten Augenblick, Thonolan. Ich habe schon lange daran gedacht, eine Reise zu machen, und jetzt ist der richtige Zeitpunkt«, sagte Jondalar in einem Ton, der etwas Endgültiges und, wie Thonolan meinte, einen Hauch von Bitterkeit hatte. Dann, als tue er schulterzuckend etwas ab, verfiel Jondalar in einen leichteren Tonfall. »Ich habe noch nie eine richtig lange Reise gemacht, und wenn ich es jetzt nicht tue, wird nie etwas daraus. Ich habe mich entschieden, kleiner Bruder, du wirst mich jetzt nicht wieder los.«

Der Himmel war klar, und die Sonne, die von der weiten Fläche unberührten Schnees zurückgeworfen wurde, blendete sie. Es war Frühling, doch in dieser Höhe war in

der Landschaft nichts davon zu spüren. Jondalar griff in einen Beutel, der ihm vom Leibriemen herabhing, und zog eine Schneebrille hervor. Die Brille bestand aus Holz und war dergestalt gearbeitet, dass sie die Augen – bis auf einen schmalen, horizontalen Schlitz – vollständig bedeckte; mit einer Schnur wurde sie am Hinterkopf festgehalten. Mit einer raschen Fußbewegung, um die Riemenschlaufe in eine Schneeschuhhalterung um Zehen und Knöchel gleiten zu lassen, stieg er in die Schneeschuhe und griff nach seinem Traggestell.

Die Schneeschuhe waren Thonolans Werk. Eigentlich war er Speermacher, und deshalb trug er auch den Schafrichter bei sich, mit dem er am liebsten arbeitete, ein Werkzeug, das aus einer Geweihschaufel bestand, deren Sprossen entfernt waren und die am Ende ein Loch aufwies. Dieser Glätter oder Richter war über und über beschnitzt mit Tieren und Frühlingspflanzen, teils, um die Große Erdmutter zu ehren und sie zu bewegen, den Geistern der Tiere zu gestatten, die Speere, die mit ihm geglättet worden waren, anzu ziehen, teils aber auch einfach deshalb, weil Thonolan gern schnitzte. Es lag in der Natur der Sache, dass sie auf der Jagd Speere verloren; folglich mussten sie unterwegs neue herstellen können. Der Speerrichter wurde insbesondere am Schaftende eingesetzt, wo man mit der Hand nicht mehr fest zupacken konnte; dadurch, dass man den Schaft durch das Loch schob, konnte man mehr Druck auf das Holz ausüben. Thonolan verstand sich vortrefflich darauf, Druck auf Holz auszuüben, das mit Hilfe heißer Steine oder Dampf erhitzt worden war, um den Schaft gerade zu biegen oder um ihn zu krümmen und zu einer ganzen Rundung zu biegen wie bei der Herstellung eines Schneeschuhs. Es handelte sich nur um verschiedene Anwendungen desselben handwerklichen Könnens.

Jondalar wandte das Gesicht seinem Bruder zu, um zu sehen, ob er bereit sei. Auf ein Kopfnicken hin machten sie sich auf den Weg und stampften den leicht abschüssigen Hang in Richtung auf den Wald unten hinunter. Zu ihrer Rechten, weit hinter dem tiefer gelegenen, bewaldeten Land, sahen

sie das schneebedeckte Alpenvorland, und in der Ferne die gezackten Eisgipfel der nördlichsten Bergkette des massiven Hochgebirges. Im Südosten erhob sich schimmernd ein hoher Gipfel.

Das Hochland, das sie überquert hatten, war im Vergleich kaum mehr als ein Hügel, ein Massiv, das den Stumpf weggefressener Berge darstellte, die weit älter waren als die himmelstürmenden Gipfel im Süden. Trotzdem, es war immer noch hoch genug und dem schroffen Gebirge mit seinen massiven Gletschern gerade nahe genug, um das ganze Jahr über auf seinem ziemlich abgeschliffenen flachen Gipfel eine Eisschicht zu tragen. Die Gipfel des Gebirges im Süden waren nicht nur von Gletschern bekrönt, sondern bis hinunter in vergleichsweise geringe Höhen von Eis ummantelt. Eines Tages, wenn das Kontinentaleis sich bis auf einen polaren Rest zurückgezogen haben würde, sollten die niedrigeren und flachen Erhebungen ein wenig nördlich dieses Gebirges sich über und über mit schwarzem Wald bedecken. Jetzt bildeten sie einen Eisschild, eine Miniaturausgabe der unendlichen, den Erdkreis umspannenden Eiskappe des Nordens.

Als die Brüder die Baumgrenze erreichten, nahmen sie ihre Sonnenbrillen ab, die zwar die Augen schützten, aber auch die Sicht einengten. Ein wenig weiter unten am Hang stießen sie auf einen kleinen Wasserlauf, der sich gebildet hatte, als das Schmelzwasser vom Gletschereis durch die feinen Spalten im Felsen gesickert, unterirdisch dahingeflossen und dann gefiltert und von Rückständen gereinigt als sprudelnder Quell an die Oberfläche gekommen war. Das Wasser bahnte sich wie viele andere kleine Schmelzwasserbäche zwischen schneebedeckten Ufern seinen Weg.

»Was meinst du?«, fragte Thonolan und wies auf den Bach.
»Ungefähr hier, meinte Dalanar, müssten wir auf ihn stoßen.«

»Ob das der Große Mutter Fluss ist, werden wir bald wissen. Wir brauchen ihm nur zu folgen – wenn wir auf drei kleine Flüsse stoßen, die zusammentreffen und dann nach Osten fließen, ist er es, hat er gesagt. Ich würde meinen, fast jeder von diesen kleinen Bächen müsste uns schließlich zum Großen Mutter Fluss führen.«

»Nun, halten wir uns dann an das linke Ufer. Später dürfte es schwierig sein hinüberzukommen.«

»Das stimmt, aber die Losadunai leben auf dem rechten Ufer, und wir können doch in einer ihrer Höhlen rasten. Das linke Ufer soll Flachkopfland sein.«

»Jondalar, lass uns nicht bei den Losadunai Rast machen«, sagte Thonolan ernst lächelnd. »Du weißt doch, dann wollen sie uns nur bewegen, bei ihnen zu bleiben, und wir sind schon zu lange bei den Lanzadonii geblieben. Wären wir noch später losgezogen, hätten wir den Gletscher überhaupt nicht mehr überqueren können. Dann hätten wir um ihn herumgehen müssen, und nördlich davon ist wirklich Flachkopfland. Ich möchte, dass wir weiterkommen, und so weit im Süden treffen wir bestimmt nicht auf viele Flachköpfe. Und was macht es schon, wenn welche da sind? Du hast doch keine Angst vor den Flachköpfen, oder? Du weißt, was gesagt wird: Einen Flachkopf erlegen ist wie einen Bären erlegen.«

»Ich weiß nicht recht«, sagte der Größere von beiden, und legte die Stirn in Sorgenfalten. »Ich weiß nicht, ob ich es mit einem Bären aufnehmen möchte. Ich habe gehört, dass die Flachköpfe schlau sind. Manche Leute sagen, sie sind fast Menschen.«

»Schlau vielleicht, aber sie können nicht reden. Sie sind nichts weiter als Tiere.«

»Nicht die Flachköpfe sind es, deretwegen ich mir Sorgen mache, Thonolan. Die Losadunai kennen dies Land. Sie können uns auf den richtigen Weg bringen. Wir brauchen ja nicht lange zu bleiben, nur so lange, bis wir wissen, woran wir uns halten müssen. Sie können uns ein paar Landmarken nennen und sagen, was auf uns zukommt. Und wir können mit ihnen reden. Dalanar hat gesagt, ein paar von ihnen sprechen Zelandonii. Ich sage dir was: Wenn du einverstanden bist, jetzt zu rasten, bin ich einverstanden, die nächsten Höhlen links liegen zu lassen, bis wir auf dem Rückweg wieder auf sie stoßen.«

»Einverstanden. Wenn dir so viel daran liegt.«

Die beiden Männer hielten nach einer Stelle Ausschau, wo

sie über den eisgesäumten Bach hinüberkommen konnten, der bereits zu breit war, ihn zu überspringen. Sie erblickten einen Baum, der hinübergefallen war und eine natürliche Brücke bildete. Ihm strebten sie zu. Jondalar ging voran, griff nach etwas, sich daran festzuhalten, und setzte einen Fuß auf die freiliegenden Wurzeln. Während Thonolan darauf wartete, dass er an die Reihe kam, blickte er sich um.

»Jondalar! Aufgepasst!«, rief er plötzlich.

Ein Stein sauste am Kopf des großen Mannes vorüber. Noch während er sich auf den Warnruf hin zu Boden fallen ließ, griff er mit der Hand nach dem Speer. Thonolan hatte bereits einen in der Hand, hatte sich niedergekauert und spähte in die Richtung, aus der der Stein gekommen war. Er erkannte Bewegung hinter den ineinander verflochtenen Zweigen eines blattlosen Strauchs und warf den Speer. Als er nach einem zweiten griff, traten sechs Gestalten aus dem nahegelegenen Gesträuch. Sie waren umzingelt.

»Flachköpfe!«, rief Thonolan, trat zurück und zielte.

»Warte, Thonolan!«, schrie Jondalar. »Sie sind in der Überzahl.«

»Der Große da sieht aus, als wäre er der Anführer des Rudels. Wenn ich ihn erwische, ergreift der Rest vielleicht die Flucht.« Abermals holte er mit dem Arm aus.

»Nein! Sie könnten sich auf uns stürzen, ehe wir einen zweiten Speer zu fassen bekommen. Ich glaube, im Augenblick greifen sie nicht an – sie machen keine Bewegung.« Langsam, die Waffe wurfbereit, stand Jondalar auf. »Beweg dich nicht, Thonolan. Lass sie als Nächstes etwas tun. Aber behalt den Großen fest im Auge. Er kann sehen, dass du auf ihn zielst.«

Jondalar sah sich den großen Flachkopf genau an und hatte dabei das verwirrende Gefühl, dass die großen braunen Augen, die ihm entgegenstarrten, ihrerseits ihn genau studierten. Nie zuvor war er einem von ihnen so nahe gewesen, und jetzt war er überrascht. Diese Flachköpfe entsprachen nicht ganz der Meinung, die er von ihnen hatte. Die Augen des Großen wurden beschattet von einem mächtigen Brauenwulst, der durch buschige Brauen noch beson-

ders betont wurde. Seine große schmale Nase hatte etwas von einem Schnabel und trug dazu bei, dass die Augen noch tiefer liegend wirkten, als sie es wirklich waren. Sein dichter, leicht gekräuselter Bart verbarg das Gesicht. Bei einem Jüngeren, dessen Bart gerade zu sprießen begann, erkannte er, dass sie kein Kinn hatten, sondern nur leicht vorge-schobene Kiefer. Sie hatten struppiges Haar, braun wie ihre Bärte, und schienen besonders oben auf dem Rücken mehr Körperbehaarung aufzuweisen, als Jondalar bei seinesgleichen gewohnt war.

Dass das der Fall war, konnte er erkennen, weil ihre Fellumhänge hauptsächlich ihren Brustkasten umspannten und Schultern und Arme trotz der eisigen Temperatur unbedeckt ließen. Dass sie jedoch weniger Kleidung trugen, erstaunte ihn längst nicht so sehr wie die Tatsache, dass sie überhaupt bekleidet waren. Kein Tier, das er jemals gesehen, trug Kleider, und Waffen schon gar nicht. Von diesen jedoch trug ein jeder einen langen hölzernen Speer – mit dem offensichtlich mehr zugestoßen wurde als geworfen, obgleich die zugespitzten Enden bedrohlich genug wirkten. Und einige waren auch noch mit schweren Keulen, den Beinknochen großer Weidetiere, bewaffnet.

Ihre Kiefer sind wirklich nicht die von Tieren, dachte Jondalar. Sie treten nur ein wenig mehr vor, und ihre Nasen sind ganz einfach groß. Ihre Köpfe sind es, die so anders sind.

Statt einer schönen hohen Stirn, wie er und Thonolan sie hatten, war die ihre niedrig und fliehend über den mächtigen Brauenwülsten, und erreichte erst am Hinterkopf ihre größte Ausdehnung. Es war, als ob ihnen der Scheitel auf dem Kopf, den er leicht erkennen konnte, flachgedrückt und zurückgeschoben worden wäre. Wenn Jondalar sich zu seiner ganzen Größe von sechs Fuß aufrichtete, überragte er noch den Größten von ihnen um einen Fuß. Selbst Thonolan mit seinen nicht ganz sechs Fuß wirkte wie ein Riese neben einem von ihnen, der anscheinend ihr Anführer war.

Jondalar und sein Bruder waren beide gut gewachsene Männer, kamen sich jedoch geradezu dürr vor neben diesen muskelbepackten Flachköpfen. Sie hatten einen mäch-

tigen Brustkorb und dicke, muskulöse Gliedmaßen; Arme und Beine waren irgendwie nach außen gebogen; trotzdem gingen sie aufrecht und mühelos wie ein Mensch. Je länger er hinschaute, desto mehr kamen sie ihm wie Menschen vor, nur eben nicht wie irgendeiner von den Menschen, die er kannte.

Einen langen, gespannten Augenblick machte keiner eine Bewegung. Thonolan kauerte mit wurfbereitem Speer am Boden; Jondalar stand zwar aufrecht, hatte aber seinen Speer fest gepackt und konnte ihn bei Bedarf dem seines Bruders im nächsten Augenblick folgen lassen. Die sechs Flachköpfe, die sie umringten, standen wie zu Stein erstarrt da, doch hegte Jondalar nicht den geringsten Zweifel, dass sie im Handumdrehen losspringen würden. Es war eine Situation, bei der beide Seiten abwarteten, und in Jondalars Kopf jagten die Gedanken einander bei dem Versuch, einen Ausweg zu finden.

Plötzlich stieß der große Flachkopf einen Grunzlaut aus und machte mit dem Arm eine winkende Bewegung. Ums Haar hätte Thonolan seinen Speer geworfen, doch bekam er Jondalars beschwichtigende Geste gerade noch rechtzeitig mit. Nur der junge Flachkopf hatte sich bewegt; er sprang zurück ins Gestrüpp, aus dem sie gerade herausgetreten waren. Gleich darauf kehrte er mit dem Speer, den Thonolan geschleudert hatte, zurück und brachte ihn ihm – was Thonolan völlig verblüffte. Dann ging der Junge zu dem Flüsschen hinunter und holte dort in der Nähe der Baumstammbrücke einen Stein heraus. Damit kehrte er mit gesenktem Kopf und offensichtlich zerknirscht zu dem Großen zurück. Im nächsten Augenblick waren alle sechs lautlos im Busch verschwunden.

Als Thonolan klarwurde, dass sie fort waren, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich hatte schon gedacht, hier kommen wir nie raus! Allerdings war ich sicher, dass ich einen von ihnen mitnehmen würde. Ich möchte mal wissen, was das alles sollte.«

»Ich bin mir zwar nicht sicher«, erwiderte Jondalar, »aber es könnte immerhin sein, dass der Junge etwas angefangen

hat, was der Große nicht zu Ende bringen wollte, und zwar nicht, weil er Angst gehabt hätte. Jedenfalls glaube ich das nicht. Es hat schon verdammt viel Mumm dazu gehört, dazustehen und sich deinem Speer zu stellen – und dann zu tun, was er getan hat.«

»Vielleicht wusste er es einfach nicht besser.«

»Doch wusste er das. Schließlich hat er gesehen, wie du den ersten Speer geschleudert hast. Warum sonst hätte er dem Jungen befehlen sollen, ihn zu holen und ihn dir zu bringen?«

»Meinst du wirklich, er hat ihm das befohlen? Wie denn? Sie können ja nicht sprechen.«

»Das weiß ich nicht, aber irgendwie hat der Große dem Jungen bedeutet, dir deinen Speer wiederzugeben und seinen Stein zu holen. Dadurch war alles wieder ausgeglichen. Niemand wurde verletzt, und damit waren wir wohl wirklich quitt. Du weißt ja, ich bin nicht so sicher, dass diese Flachköpfe Tiere sind. Das war schon sehr schlau. Und außerdem habe ich nicht gewusst, dass sie Felle tragen, Waffen dabei haben und aufrecht auf zwei Beinen gehen wie wir.«

»Nun, ich weiß jetzt jedenfalls, warum sie Flachköpfe genannt werden! Die konnten einen schon das Fürchten lehren. Mit denen würde ich bestimmt nicht gern zusammenstoßen.«

»Ich weiß – sie sehen aus, als könnten sie einem den Arm brechen wie einen dünnen Ast. Außerdem hatte ich immer gedacht, sie wären klein.«

»Untersetzt vielleicht, aber nicht klein. Nein, das ganz gewiss nicht. Großer Bruder, ich muss zugeben, dass du Recht hattest. Lass uns den Losadunai einen Besuch abstatten. Sie leben in der Nähe und sollten eigentlich mehr über die Flachköpfe wissen. Außerdem scheint der Große Mutter Fluss eine Art Grenze zu bilden, und mir ist so, als ob die Flachköpfe uns nicht gern auf ihrer Seite hätten.«

Die beiden Männer wanderten weiter und hielten mehrere Tage lang nach auffälligen Landmarken Ausschau, die Dalanar ihnen genannt hatte. Sie folgten dabei dem Fluss,

der sich in diesem Stadium in nichts von den anderen kleinen Flüssen, Bächen und Rinnsalen unterschied, die das abschüssige Gelände hinunterflossen. Man war nur übereingekommen, diesen bestimmten Wasserlauf als die Quelle des Großen Mutter Flusses anzusehen. Die meisten Flüsse vereinigten sich hier miteinander und bildeten den Anfang jenes großen Stroms, der sich über achtzehnhundert Meilen durch die Berge winden und durch Ebenen dahineilen sollte, ehe er seine Wassermassen weit im Südosten in das Binnenmeer ergoss.

Das kristalline Gestein des Grundgebirges, das den mächtigen Strom entstehen lässt, gehört zu den ältesten der Erde überhaupt; die ausgedehnte Senke entstand aufgrund jenes ungeheuren Drucks, der die herrlich schimmernden schroffen Bergzüge im Süden aufwarf und -faltete. Über dreihundert Nebenflüsse, viele davon selber große Ströme, entwässern den ganzen langen Weg entlang die Hänge der Gebirgszüge und lassen auf diese Weise seine mächtigen Fluten entstehen. Eines Tages sollte sich der Ruhm dieses Stroms bis an die entferntesten Ränder der Erde ausbreiten; trotz des schlammigen Wassers sprach man von der »schönen blauen Donau«.

Durch Bergketten und Grundgebirge leicht abgewandelt, machen sich der Einfluss sowohl des ozeanischen Westens als auch des kontinentalen Ostens bemerkbar. Flora und Fauna stellten eine Mischung der westlichen Tundra-Taiga und der östlichen Steppen dar. In den höheren Lagen lebten Steinbock, Gämsen und Mufflons, wohingegen in den tiefer gelegenen Wäldern Rotwild vorherrschte. Das Tarpan, ein Wildpferd, das eines Tages gezähmt werden sollte, zog grasend durch die geschützteren Niederungen und Flusstäler. Wolf, Luchs und Schneeleoparden duckten sich lautlos in den Schatten. Allesfressende Bären erwachten taumelig aus dem Winterschlaf; die riesigen, pflanzenfressenden Höhlenbären kamen erst später auf. Viele kleinere Wildarten steckten die Nase aus dem Winterneest heraus.

Die Hänge waren zumeist mit Kiefern bewachsen, doch auch Fichte, Weißtanne und Lärche waren zu sehen. Erlen

herrschten an Flussläufen vor, häufig zusammen mit Weiden und Pappeln, seltener mit noch in der Entwicklung begriffenen Eichen und Buchen, die so klein waren, dass sie kaum Strauchhöhe erreichten.

Das linke Ufer stieg allmählich an. Jondalar und Thonolan folgten ihm aufwärts, bis sie auf dem Gipfel einer hohen Erhebung standen. Als sie den Blick über die Landschaft schweifen ließen, sahen sie, wie zerklüftet, wild und schön das Gebiet war; eine Schicht Weiß, die in Mulden und auf zutage tretendem Gestein liegen geblieben war, machte alles weich. Doch diese Täuschung gestaltete das Fortkommen schwierig.

Sie waren keiner der verschiedenen Gruppen von Menschen begegnet – die Gruppen hießen »Höhlen«, ob sie nun in einer solchen lebten oder nicht –, die sich Losadunai nannten. Jondalar meinte nachgerade schon, sie verpasst zu haben.

»Schau!« Thonolan streckte den Arm aus.

Jondalar folgte der angegebenen Richtung und sah aus einem Gehölz einen Rauchfaden aufsteigen. Eilends machten sie, dass sie weiterkamen, und stießen bald darauf auf eine kleine um ein Feuer herum lagernde Schar. Beide Hände in die Höhe haltend, traten die beiden Brüder unter sie; die Handflächen waren dabei nach außen gekehrt – ein Gruß, der allgemein Offenheit und Freundschaft bedeutete.

»Ich bin Thonolan von den Zelandonii. Und dies hier ist mein Bruder Jondalar. Wir sind unterwegs auf Reisen. Spricht einer hier unsere Zunge?«

Ein in mittleren Jahren stehender Mann trat vor und hielt dabei die Hände genauso nach außen gekehrt in die Höhe wie sie. »Ich bin Laduni von den Losadunai. Im Namen Dunas, der Großen Erdmutter, ihr seid willkommen.« Er packte Thonolans beide Hände mit den seinen und grüßte auf die gleiche Weise Jondalar. »Kommt! Setzt euch ans Feuer. Wir wollen gleich essen. Haltet ihr mit?«

»Ihr seid sehr großzügig«, entgegnete Jondalar förmlich.

»Ich bin auf meiner Reise gen Westen gezogen und eine Zeit lang bei einer Höhle Zelandonii gewesen. Das ist zwar

schon etliche Jahre her, aber Zelandonii sind uns immer willkommen.« Er führte sie zu einem großen Baumstamm in der Nähe des Feuers. Zum Schutz vor Wind und Wetter war ein Dach darüber gebaut worden. »Hier, ruht euch aus und nehmt eure Last ab. Ihr müsst unmittelbar vom Gletscher heruntergekommen sein.«

»Vor ein paar Tagen«, erklärte Thonolan und nahm mit ruckartiger Bewegung sein Traggestell ab.

»Dann kommt ihr zu einem sehr späten Zeitpunkt. Der Föhn kann jetzt jeden Tag einsetzen.«

»Föhn?« Thonolan wusste nichts mit diesem Wort anzufangen.

»Der aus Südwesten wehende, warme und trockene Frühlingswind. Er weht mit einer solchen Heftigkeit, dass er ganze Bäume entwurzelt und dicke Äste herunterbrechen lässt. Allerdings bringt er den Schnee in kürzester Zeit zum Schmelzen. Binnen weniger Tage kann all dies hier verschwunden sein und die Bäume anfangen zu knospen«, erklärte Laduni und machte eine weit ausgreifende Armbewegung, um anzudeuten, dass er den Schnee meinte. »Wenn er einen auf dem Gletscher überrascht, kann das tödlich sein. Das Eis schmilzt so schnell, dass sich Spalten auftun. Schneebrücken und -ränder können unter deinem Fuß nachgeben. Bäche, ja, ganze Flüsse fließen über das Eis.«

»Er bringt aber auch immer das Übel mit«, fügte eine junge Frau hinzu und nahm den Faden von Ladunis Bericht auf.

»Übel?« Thonolan richtete diese Frage an sie.

»Böse Geister, die sich vom Wind tragen lassen. Sie machen jedermann reizbar. Leute, die nie ein lautes Wort sagen, fangen plötzlich an, sich zu streiten. Leute, die sonst glücklich sind, weinen den ganzen Tag. Die Geister können dich krank machen, oder wenn du schon krank bist, können sie dich dazu bringen, dass du den Tod herbeisehnst. Es hilft, wenn man weiß, was auf einen zukommt; aber auf jeden Fall ist dann jeder schlecht gelaunt.«

»Wo hast du denn so gut Zelandonii sprechen gelernt?«, fragte Thonolan und lächelte die attraktive Frau bewundernd an.